

Volker Kutscher
DER STUMME TOD

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

33. Auflage 2018

© 2009, 2010, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln, nach einer Idee von Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Superbild/Keystone

Gesetzt aus der Goudy Old Style

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04212-2

FREITAG
28. Februar 1930

1

Der Lichtstrahl tanzt durch die Dunkelheit, noch haltloser als sonst, so scheint es ihm, unruhig und wild. Bis sich das Flackern beruhigt und Formen annimmt.

Die sanften Linien eines Gesichts, auf die Leinwand gezeichnet allein vom Licht.

Ihr Gesicht.

Ihre Augen, die sich öffnen.

Und ihn anschauen.

Für die Ewigkeit gemeißelt in Licht, für immer und für alle Zeit gerettet vor der Vergänglichkeit. Wann immer er will, sooft er will, kann er sie leuchten lassen in diesen dunklen Raum, in dieses dunkle Leben.

Sein Leben. Ein Leben, dessen trostlose Dunkelheit stets nur eines zu erhellen vermochte: der tanzende Lichtstrahl eines Projektors auf einer Leinwand.

Er sieht, wie sich ihre Augen weiten. Sieht es, weil er es weiß. Weil er genau weiß, was sie spürt. Etwas, das ihr fremd ist und ihm so vertraut. Er fühlt sich ihr so nah. Fast wie in jenem Moment, der da auf ewig auf Zelluloid gebannt ist.

Sie schaut ihn an und begreift. Glaubte zu begreifen.

Ihre Hände fassen an den Hals, als fürchte sie zu ersticken.

Sie spürt keinen großen Schmerz, sie merkt nur, dass etwas anders ist.

Dass etwas fehlt.

Ihre Stimme.

Sie will etwas sagen, doch da ist nichts mehr.

Keine falsche Stimme mehr. Diese unerträgliche Stimme, die nicht zu ihr gehört. Er hat sie befreit von dieser Stimme, die plötzlich Besitz von ihr ergriffen hatte wie eine fremde, böse Macht.

Ihre Augen zeigen mehr Überraschung als Entsetzen, sie versteht nicht.

Dass er sie liebt, dass er nur aus Liebe zu ihr, zu ihrem wahren, engelsgleichen Wesen so gehandelt hat.

Aber es geht auch nicht darum, dass sie versteht.

Dann öffnet sie ihren Mund, und es ist wie früher. Endlich hört er sie wieder. Endlich wieder ihre Stimme! Ihre wahre Stimme, die ewig ist und die ihr niemand nehmen kann, die außerhalb der Zeit steht und nichts hat vom Schmutz und der Gewöhnlichkeit der Gegenwart.

Die Stimme, die ihn verzaubert hat, als er sie zum ersten Mal hörte. Wie sie zu ihm sprach, allein zu ihm, obwohl so viele andere neben ihm saßen.

Er erträgt kaum, wie sie ihn anschaut. Sie hat über den Rand geblickt, hat alles gesehen, nicht mehr lange und sie wird die Balance verlieren.

Der Moment, in dem sie zu Boden geht.

Ihr Blick, der mit einem Mal so anders ist.

Die Ahnung des Todes in ihren Augen.

Das Wissen zu sterben.

Jetzt zu sterben.

Keine Rückkehr.

Der Tod.

Ist in ihren Augen.

Angekommen.

2

Der Mann im dunklen Abendanzug lächelte der grünen Seide gelassen entgegen. Eine Hand in der Tasche vergraben, in der anderen ein Cognacglas, hielt er stand, wich keinen Schritt zurück. Nicht einmal ein kurzes Flattern verirrte sich in seine Augen, als die Frau im Abendkleid nur wenige Zentimeter vor ihm stehen blieb.

Die grüne Seide bebte von einem heftigen Atmen.

»Habe ich mich da gerade verhört?«, fauchte die Frau.

Er trank einen Schluck Cognac. »Wenn ich mir Ihre entzückenden Ohren so anschau, kann ich mir kaum vorstellen, dass Sie sich damit verhören.« Sein Lächeln zog sich immer mehr zu einer Art amüsiertem Grinsen in die Breite.

»Sie glauben also tatsächlich, dass Sie so etwas mit mir machen können!?!«

Ihre Wut schien ihm zu gefallen, je wütender sie wurde, desto unverschämter grinte er sie an. Er machte eine Pause, als müsse er sich die Antwort reiflich überlegen. »Ich denke schon«, sagte er dann mit einem anerkennenden Nicken. »Wenn ich mich nicht täusche, hat doch Herr von Kessler genau das mit Ihnen machen können, nicht wahr?«

»Ich glaube nicht, dass Sie das etwas angeht, mein lieber Graf Thorwald!«

Amüsiert beobachtete er, wie sie ihre Hände in die Hüften stemmte. Durch das Fenster blitzte es hell.

»Das ist keine Antwort«, sagte er und schaute in sein Cognacglas.

»Reicht Ihnen *das* als Antwort?«

Noch während des Satzes hatte sie ausgeholt. Er schloss die Augen in Erwartung einer gepfefferten Ohrfeige. Doch dazu kam es nicht. Ein lautes Wort, das aus einer anderen Welt zu kommen schien, reichte aus, um sämtliche Bewegungen augenblicklich einfrieren zu lassen.

»Auuus!«

Für den Bruchteil einer Sekunde verharrten beide so unbeweglich wie auf einer Fotografie, dann ließ sie ihre Hand sinken, er öffnete die Augen, beide drehten ihre Köpfe und schauten ins Dunkel, dorthin, wo das Parkett, auf dem sie standen, von einem schmutzigen Betonboden abgelöst wurde. Sie blinzelte in die Wand aus Licht, nur schemenhaft konnte sie den Klappstuhl erkennen, auf dem der Mann saß, der mit einer einzigen Silbe alles kaputt gemacht hatte und nun aufstand, seine Kopfhörer über den Stuhl hängte und ins Licht trat, ein drahtiger Mann, die Krawatte nachlässig gebunden, die Hemdsärmel nach oben geschoben. Eben noch hatte er so laut gebrüllt, dass alle zusammenfuhren, jetzt klang seine Stimme samtig weich.

»Du hast die letzten Worte in die falsche Richtung gesprochen, Betty, mein Engel«, sagte er. »Die Mikrofone haben dich nicht drauf.«

»Die Mikrofone, die Mikrofone! Ich kann das nicht mehr hören, Jo! Das hat doch mit Film nichts mehr zu tun!« Ein kurzer Seitenblick zum Tonmeister reichte, um den Mann an den Knöpfen rot werden zu lassen. »Film«, fuhr sie fort, »Film, das ist Licht und Schatten, das muss ich dem großen Josef Dressler doch nicht erklären! – Mein Gesicht auf Zelluloid, Jo! Ich wirke doch nicht über die ... *Mikrofone!*«

Sie legte eine Betonung auf das letzte Wort, dass es sich anhörte, als spreche sie von einer neu entdeckten, besonders ekelhaften Insektenart.

Dressler holte tief Luft, bevor er antwortete. »Ich weiß, dass du deine Stimme nicht brauchst, Betty«, sagte er, »aber das war die Vergangenheit. Mit diesem Film beginnt deine Zukunft! Und die Zukunft spricht!«

»Blödsinn! Es gibt so viele, die lassen sich nicht verrückt machen, die drehen noch richtige Filme. Ohne Mikrofone. Meinst du, der große Chaplin irrt? Wer weiß denn schon, ob der Sprechfilm nicht nur eine Mode ist, der im Moment alle hinterherlaufen und die bald wieder vergessen sein wird?«

Dressler schaute sie erstaunt an, als sei es nicht sie, die da gesprochen habe. »*Ich* weiß es«, sagte er, »wir alle hier wissen es. Und *du* weißt es auch. Der Tonfilm ist wie geschaffen für dich, du bist wie geschaffen für den Tonfilm. Der sprechende Film wird dich wirklich groß machen. Du musst nur eines tun: daran denken, in die richtige Richtung zu sprechen.«

»Denken! Wenn ich eine Rolle spiele, muss ich sie *leben!*«

»Sicher. Lebe deine Rolle. Aber sprich dabei in Victors Richtung – und hol erst zum Schlag aus, wenn du deinen Dialog zu Ende gebracht hast.«

Betty nickte.

»Und schlag nicht so fest wie in den Proben, du musst ihn nur berühren. Die Ohrfeige soll man nicht hören, nur den Donner.«

Alle lachten, auch Betty. Der Ärger war verraucht, die Stimmung wieder gelöst. Das konnte nur Jo Dressler. Betty liebte ihn dafür.

»Also: alles auf Anfang, wir machen das gleich noch mal!«

Der Regisseur war zu seinem Platz zurückgekehrt und setzte sich die Kopfhörer auf. Betty nahm wieder ihre Position an der Tür ein, Victor blieb am Kamin stehen und stellte nur sein Gesicht auf Anfang. Während hinter den Kulissen noch hektische Betriebsamkeit herrschte, nutzte sie die Zeit und konzentrierte sich auf ihre Rolle. Eine Hotelangestellte, die ihrem Chef zuliebe eine Millionärstochter spielt und sich mit den Folgen herumschlagen muss, empört über die Unterstellungen, die ihr dieser dahergelaufene Hochstapler an den Kopf geworfen hat. Dieser Hochstapler, den sie am Ende der Szene noch küssen würde – und der in Wahrheit kein Hoch-, sondern ein Tiefstapler war.

Ton und Kamera liefen wieder, im Atelier wurde es still wie in einer Kirche vor dem Segen.

Die Klappe zerhackte die Stille.

»Liebesgewitter dreiundfünfzig, die zweite!«

»Uuund bitte«, hörte sie Dressler sagen.

Victor legte los mit seinen Unverschämtheiten, und sie steigerte sich wieder in ihre Wut hinein. In ihre Filmwut. Sie wusste genau, wo die Kamera stand, immer wusste sie das, und doch konnte sie so agieren, als gebe es kein gläsernes Auge, das jede ihrer Bewegungen festhielt.

Sie hatte ihre Position am Kamin erreicht und giftete Victor an. Ein dickes Mikrofon hing genau über seinem Kopf, sie versuchte es ebenso zu ignorieren, wie sie die Kameras ignorierte, sie musste nur mit Victor sprechen, dann sprach sie auch ins Mikrofon, es war ganz einfach, Jo hatte recht. Sie merkte, dass sie gut war. Wenn Victor jetzt nicht patzte, womit leider immer zu rechnen war, hätten sie die Szene gleich im Kasten. Sie registrierte den Blitz, er kam zum richtigen Zeitpunkt. Dann ließ sie sich von ihrem eigenen Rhythmus tragen, zählte langsam rückwärts, während sie die letzten Worte der Szene sprach.

»Reicht Ihnen *das* als Antwort?«

Jetzt.

Genau jetzt die Ohrfeige.

Sie spürte, wie sie sein Gesicht traf. Nun hatte sie doch zu fest zugeschlagen! Na, Victor würde es schon überleben. Umso realistischer würde ihr Streit wirken.

Da erst fiel ihr auf, dass etwas nicht stimmte.

Kein Donner.

Stattdessen ein helles metallenes Geräusch, ein leises *Pling*; hinter ihr musste ein kleines Metallteil auf den Boden geknallt sein.

Sie schloss die Augen. Nein! Bitte nicht!

Nicht irgendeine bescheuerte Technikpanne! Nicht, wo sie gerade so gut gewesen war!

Doch.

»Scheiße«, hörte sie Dressler fluchen. »Auuus!«

Trotz ihrer geschlossenen Augen merkte sie, dass sich das Licht veränderte. Bevor sie die Lider wieder öffnen konnte, spürte sie den Schlag. Ein Schlag wie von einem riesigen Hammer, er traf sie an der Schulter, am Oberarm, im Nacken, ein einziger gewaltiger Schlag. Als sie die Augen wieder aufriss, fand sie sich schon am Boden. Was war passiert? Sie hörte etwas knacken und spürte, es kam aus ihrem Körper, etwas in ihr musste zerbrochen sein. Der Schmerz packte sie so unvermittelt und brutal, dass ihr für einen Moment schwarz vor Augen wurde. Sie sah die Tücher und Stahlgerüste an der Studiodecke, Victors entsetztes Gesicht, das sie anstarrte, bevor es aus ihrem Blickfeld verschwand.

Sie wollte aufstehen, doch es ging nicht, sie wollte weg, denn etwas verbrannte ihr Gesicht, verbrannte ihre Haare, die ganze linke Seite, es schmerzte unerträglich. Nicht einmal den Kopf konnte sie wegdrehen, irgendetwas drückte sie zu Boden und wollte sie verbrennen. Alles in ihr wollte sich aufbäumen gegen den Schmerz, aber ihre Beine gehorchten ihr nicht, sie bewegten sich nicht mehr, nichts an ihrem Körper bewegte sich; wie eine meuternde Armee verweigerte er sämtliche Befehle. Sie roch versengtes Haar und verbrannte Haut, hörte jemanden schreien, stellte irritiert fest, dass das ihre eigene Stimme sein musste, und dennoch schien es ihr, als schreie da jemand anders, als könne sie das gar nicht sein, als gehöre das gar nicht zu ihr, das da schrie und schmerzte und sich einfach nicht mehr bewegen wollte, nur noch schreien wollte, schreien, schreien, schreien.

Victors Gesicht kehrte zurück, kein Gesicht mehr, eine Grimasse, weit aufgerissene Augen, die sie anstarrten, ein bizarr verzerrter Mund, nicht das Gesicht seiner Filmhelden, gleichwohl entschlossen. Erst als sie das Wasser auf sich zukommen sah, das wie eine

unförmige Qualle unendlich lang in der Luft zu schweben schien, bevor es sie erreichte, erst in diesem unendlichen Augenblick wusste sie, was er da tat.

Und wusste, dass es das Letzte war, das sie jemals sehen würde.

Dann war da nur noch Licht. Ein gleißendes Licht, das sie restlos umgab, nein, nicht nur umgab: Sie selbst war Licht, für den Bruchteil einer Sekunde war sie Teil einer nie zuvor erfahrenen Helligkeit und sah so klar wie noch nie. Und wusste, dass es genau diese Helligkeit war, die sie unumkehrbar und für immer in die Dunkelheit stürzen würde.

3

Die Sch. wehrte sich heftig. »Baumgart« zwang sie aber auf den Rücken und versuchte, ihr das Beinkleid herunterzuziehen. Auf ihre Drohung, sie werde schreien, wenn er nicht von ihr abließe, meinte »Baumgart« höhnisch, sie solle nur schreien, hier höre sie doch niemand. Im weiteren Ringen sagte die Sch. dann, daß sie eher sterben würde, als ihm zu Willen zu sein, worauf »Baumgart« erwiderte: »Dann sollst du sterben ...«

»Haben der Herr noch einen Wunsch?«

»Dann sollst du sterben«, murmelte er.

»Wie bitte?«

Rath blickte von seiner Zeitschrift auf. Der Kellner stand an seinem Tisch, in der Hand ein Tablett mit schmutzigem Geschirr.

»Ach, schon gut«, sagte Rath. »Nicht weiter wichtig.«

»Kann ich dem Herrn noch etwas bringen?«

»Im Moment nicht, danke. Ich erwarte noch jemanden.«

»Sehr wohl.«

Der Kellner räumte die leere Kaffeetasse vom Tisch und drehte ab. Ein beleidigter Pinguin. Rath blickte ihm hinterher, wie er sein Tablett durch die Stuhlreihen balancierte. Das Café füllte sich langsam. Bald würde er den freien Stuhl an seinem Tisch verteidigen müssen.

Sie kam zu spät. Sie kam sonst nie zu spät. Ob sie nicht begrif-

fen hatte, um was es ging? Oder kam sie nicht, *weil* sie es begriffen hatte?

Sie hätte ihn nicht im Büro anrufen dürfen. Sie hatte es einfach nicht verstanden. Sie hatte ihm einen Gefallen tun wollen, so wie sie ihm immer und immer wieder Gefallen tun wollte, nach denen er überhaupt nicht verlangt hatte. Nur deswegen hatte sie unbedingt mit ihm ins Resi gewollt, das müsse ihm doch gefallen, als Rheinländer, hatte sie gesagt und ihm die Karten für den Kostümball gezeigt.

Fasching!

Allein schon dieses Wort!

Aber so nannten sie das hier, Fasching. Rath ahnte, was ihn da erwartete. Kostümszwang, Weinszwang, Gutelaunezwang, Ichliebedichzwang, Wirgehörenaufewigzusammenzwang.

Das missglückte Telefonat hatte ihn unbarmherzig daran erinnert, was das mit Kathi wirklich war: eine Silvesterbekanntschaft, die es viel zu weit ins neue Jahr geschafft hatte.

Er hatte sie erst kurz vor Mitternacht kennengelernt, zusammen hatten sie auf das neue Jahr angestoßen und sich, beide schon recht angeschickert, spontan geküsst. Gemeinsam waren sie dann zur Bowleschüssel gegangen, an der irgendein Schlauberger jedem, der es nicht hören wollte, alle Hoffnungen auf das neue Jahrzehnt schon gleich zu Beginn zerstörte, indem er behauptete, das sei doch noch gar nicht das neue Jahrzehnt, da müsse man sich noch gedulden, das beginne erst mit dem Jahr 1931, mathematisch korrekt sei 1930 vielmehr das letzte Jahr der Zwanziger.

Rath hatte den Kopf geschüttelt und die Bowlegläser nachgefüllt, während Kathi dem mit Missionsdrang gesegneten Mathematiker fasziniert gelauscht hatte. Er hatte sie regelrecht wegzerren müssen von der Nervensäge, zurück auf den Dachgarten, wo die Festgesellschaft das Feuerwerk am Nachthimmel über Charlottenburg bestaunte, und in eine dunkle Ecke, in der er sie wieder küsste, während um sie herum die Leute lachten und grölten und die Feuerwerksraketen pfffen und krachten. Er küsste sie heftig, bis sie einen kurzen spitzen Schrei ausstieß, einen Schmerzensschrei. Ihre Lippe blutete, und sie schaute ihn für einen Moment so überrascht an, dass er schon eine Entschuldigung formulierte. Doch dann lachte sie und zog ihn wieder zu sich.

Sie hielt es für Leidenschaft, doch eigentlich war es Wut, eine unbenennbare Aggression, die sich Bahn brach und an einer Unschuldigen austobte, auch später, als sie ihn mit in ihr kleines Dachzimmer genommen hatte und er sich austobte, als habe er hundert Jahre keine Frau mehr gehabt.

Sie nannte es *Liebhaben*.

Und seine Wut nannte sie *Leidenschaft*.

So missverständlich wie alles, was danach kam, ihre *Liebe*, wie sie es nannte, das, was da zwischen ihnen war, für das er keinen Namen fand, das angefangen hatte mit Feuerwerk und Zukunftswünschen und dennoch keine Zukunft hatte, von Anfang an nicht. Geahnt hatte er das schon während der ersten Küsse, als Alkohol und Hormone jegliche Bedenken beiseitefegten, gewusst hatte er es spätestens am Neujahrsmorgen, als sie ihm mit verliebtem Blick frischen Kaffee ans Bett gebracht hatte.

Über den Kaffeeduft hatte er sich zunächst gefreut. Dann hatte er ihr verliebtes Gesicht gesehen.

Er hatte den Kaffee getrunken und sie müde angelächelt.

Seine erste Lüge. Die erste von vielen, die folgen sollten. Ohne dass er lügen wollte, ja, ohne dass er manchmal überhaupt wusste, dass er gerade log. Mit jedem Tag war seine Lüge größer geworden, mit jedem Tag unerträglicher. Er hätte es ihr schon längst sagen müssen.

Ihre Stimme, die vorhin aus dem Hörer drang, ihr so gezwungen fröhliches Gerede über den Faschingsball, über Verabredungen und Vergnügen und Kostüme und sonstiges belangloses Zeug hatten ihm die Augen geöffnet. Es war Zeit, endgültig Zeit, das Ganze zu beenden.

Nur nicht am Telefon. Und ganz bestimmt nicht am Diensttelefon. Rath hatte zu Gräf hinübergeschickt, zu dem konzentriert durch irgendeine Akte blätternden Kriminalsekretär, und hatte Kathi kurzerhand ins Uhlandeck bestellt. Zum Reden.

»Was willst du am Ku'damm, wir müssen nach Schöneberg«, hatte Gräf gefragt, ohne von seiner Akte aufzublicken.

»Du fährst nach Schöneberg.«

Rath hatte seinem Kriminalsekretär die Wagenschlüssel gegeben und sich am Uhlandeck absetzen lassen. Kathi arbeitete ganz in der Nähe.

Und ließ sich dennoch nicht blicken.

Rath schlug die Kriminalistischen Monatshefte wieder auf, in denen er gelesen hatte, bevor der Kellner kam. Kriminalrat Gennat, sein Chef am Alex, berichtete dort über die spektakulären Ermittlungen in Düsseldorf, eine grauenhafte Serie unaufgeklärter Morde, bei denen Gennat und ein paar handverlesene Berliner Kollegen der örtlichen Kriminalpolizei auf die Sprünge helfen sollten. Rath hatte es abgelehnt mitzukommen, obwohl er wusste, dass er den Buddha mit dieser Absage enttäuschte und seine eigene Karriere damit ausbremste: Von Gennat ausgewählt zu werden war eine Auszeichnung, etwas, das man nicht so einfach ablehnte. Aber selbst Raths Vater hatte von einer Rückkehr in die Rheinprovinz abgeraten, auch wenn es nur um Düsseldorf ging und nicht um Köln. Zu gefährlich, hatte Kriminaldirektor Engelbert Rath gesagt, LeClerk und seine Zeitungen könnten davon Wind bekommen, dass Gereon Rath noch als Polizist arbeitete, und dann wäre alles umsonst gewesen, was man vor einem Jahr arrangiert habe.

Ärgerlich! Die Düsseldorfer Mordserie war der spektakulärste Kriminalfall Preußens seit Jahren: neun Morde, dazu weitere Mordversuche binnen weniger Monate. Die Düsseldorfer Polizei war von einem einzigen Täter ausgegangen und hatte damit eine unbeherrschbare Hysterie in der Stadt ausgelöst. Gennat hielt nichts von solch voreiligen Schlüssen, er hatte für jeden einzelnen Düsseldorfer Mord dessen jeweilige Besonderheiten herausgearbeitet. Ein Fall wie geschaffen für die Monatshefte. In jeder Ausgabe berichtete Gennat über den Stand der Ermittlungen, die allerdings auch mit der prominenten Berliner Hilfe nicht vom Fleck kamen. Mangels anderer vorzeigbarer Ergebnisse hatte Gennat die Opfer akribisch aufgelistet: die neun Toten, aber auch vier Schwer- und fünf Leichtverletzte, alle binnen weniger Monate im Raum Düsseldorf aktenkundig geworden. Die sechsundzwanzigjährige Hausangestellte *Sch.*, deren Schicksal Gennat so eindringlich beschrieb, hatte nur deshalb mit schweren Verletzungen überlebt, weil der Täter gestört worden war.

Rath hatte jede Folge gelesen, während er am Alex die Stellung hielt und sich mit Kleinkram herumschlagen musste. Mit den Resten, die Oberkommissar Böhm bis zu ihm unter den Tisch fallen ließ, denn ausgerechnet Bulldogge Böhm hatte Gennat am Alex für

die Zeit seiner Abwesenheit mit der Leitung der Mordinspektion betraut. Und das bedeutete für Gereon Rath: stumpfsinnige Laufburschendienste oder bestenfalls Fälle, die sonst niemand haben wollte. Wie der von Isolde Heer, die in Schöneberg vor zwei Tagen ihren Gasherd aufgedreht hatte, ohne ihn anzuzünden: Suizide, die zwar viel Arbeit machten, bei denen man aber garantiert nicht Gefahr lief, sich mit Ruhm zu bekleckern. Solche Fälle gab es derzeit reichlich, Selbstmorde hatten Konjunktur diesen Winter. Meistens wurden sie von der örtlichen Kriminalpolizei in den jeweiligen Revieren bearbeitet, ein paar schafften es aber immer mal wieder bis zum Alex. Und dort landeten sie zielsicher auf dem Schreibtisch von Gereon Rath.

Eine deprimierende Arbeit.

Rath blätterte in der Zeitschrift und suchte die Stelle, an der ihn der Kellner unterbrochen hatte.

Hiernach spürte die Sch. plötzlich einen Messerstich oder Schnitt am Halse und schrie laut um Hilfe. Sie glaubte, auf ihre Hilferufe sofort Gegenrufe gehört zu haben. »Baumgart« stach nun wahllos von vorn auf sie ein und versetzte ihr schließlich einen heftigen Stich in den Rücken. Hierbei brach, wie bereits mehrfach erwähnt, die Spitze des Dolches ab und blieb im Rücken stecken ...

»Telefon für Kommissar Rath!« Ein Boy spazierte durch die Tischreihen und reckte ein Pappschild in die Luft, auf dem große Blockbuchstaben das Wort *Fernsprecher* bildeten. »Kommissar Rath bitte ans Telefon!«

Rath brauchte ein paar Sekunden, bis er merkte, wer gemeint war, und hob die Hand wie in der Schule. Einige Gäste drehten den Kopf nach ihm um, als der Boy an seinen Tisch trat.

»Wenn Sie mir bitte folgen wollen ...«

Rath legte die Zeitschrift als Platzhalter auf den Tisch. Ob Kathi ihm telefonisch eine Absage erteilen wollte, rätselte er, als er dem Pappschild zu den Telefonzellen folgte. Wenn sie es so wollte! Dann müssten sie es eben am Telefon hinter sich bringen!

»Kabine zwei«, sagte der Boy.

Hier gab es gleich zwei Fernsprecher, hinter verglasten Türen aus dunklem Holz. Über der rechten leuchtete ein Lämpchen. Der Boy zeigte auf die messingglänzende Zwei direkt neben dem Lämpchen.

»Nehmen Sie einfach den Hörer ab«, sagte er, »Ihr Gespräch ist bereits durchgeführt.«

Rath ging hinein und schloss die Tür. Vom Stimmengemurmel aus dem Lokal war kaum noch etwas zu hören. Er nahm den Hörer in die Hand, holte tief Luft und meldete sich.

»Rath? Sind Sie das? Na endlich!«

»Herr Oberkommissar?«, fragte Rath. Überflüssigerweise. So bellte nur einer seine Worte ins Telefon.

Oberkommissar Wilhelm Böhm.

Die Bulldogge hatte ein unfehlbares Gespür dafür, ihn auf dem falschen Fuß zu erwischen. »Wo treiben Sie sich denn rum, Mann? Sie sollten Ihre Mitarbeiter etwas gründlicher instruieren! Fräulein Voss konnte mir nicht einmal sagen, was Sie da im Westen überhaupt machen!«

»Isolde Heer«, nuschelte Rath, »ihr Suizid steht nun fest. Der Bericht ist so gut wie fertig. Liegt morgen auf Ihrem Schreibtisch.«

»Sind Sie unter die Literaten gegangen? Oder warum schreiben Sie Ihre Berichte im Café?«

»Ein Zeuge arbeitet in der Nähe und hat den Treffpunkt vor...«

»Na, ist ja auch egal. Lassense mal diesen unwichtigen Mist liegen und schnappen sich Ihren Kriminalassistenten ...«

»...sekretär ...«

»... und fahren nach Marienfelde raus. Terra-Atelier. Tödlicher Unfall. Kam gerade rein. Die Kollegen vom Zwohundertzwoten haben um Unterstützung gebeten. Ist wohl komplizierter als gedacht.«

Oder die Kollegen im 202. Revier bangen um ihren pünktlichen Feierabend, dachte Rath.

»Ein Unfall«, sagte er. »Hört sich ja spannend an. Was für ein Atelier war das gleich noch?«

»Terra. Filmfritzen. Irgendjemand vom Gerüst gefallen oder so. Ich habe Ihnen einen Wagen geschickt, die Kollegen kennen den Weg.«

»Da bleibt mir ja nur noch, Ihnen zu danken.«

Böhm tat so, als habe er Rath's Sarkasmus nicht bemerkt.

»Ach, Herr Kommissar«, sagte er nur, »da wäre noch etwas.«
Scheiße! Ärger nie deine Vorgesetzten!

»Ja?«

»Dieser Wessel wird morgen um fünf beerdigt. Ich möchte, dass Sie sich das Spektakel mal anschauen. Diskret natürlich.«

Natürlich! Hatte die Bulldogge noch etwas gefunden, um ihm das Wochenende zu versauen! Die ideale Kombination: eine undankbare Aufgabe, idealerweise am dienstfreien Samstagnachmittag und garantiert ohne Bedeutung für die weiteren Ermittlungen!

»Und was genau soll ich da beobachten, Herr Oberkommissar?«, fragte Rath. Er sah nicht den geringsten Nutzen darin, morgen auf dem Friedhof herumzulungern, nicht in einem politisch derart aufgeheizten Fall, in dem der Tathergang überdies längst geklärt war. Das mochte für die Politische Polizei interessant sein, nicht aber für die Inspektion A.

»Ich muss Ihnen doch wohl nicht erklären, wie die Kriminalpolizei arbeitet«, schnauzte Böhm durch den Hörer. »Das ist Routine! Halten Sie einfach die Augen auf!«

»Jawohl, Herr Oberkommissar.«

Ein höflicher Abschied erübrigte sich, die Bulldogge hatte bereits aufgelegt.

Die Beisetzung von Mordopfern zu besuchen gehörte tatsächlich zur Routine der Inspektion A – nur war klar, dass die Beerdigung morgen eher einer politischen Kundgebung gleichen und unter Garantie keine neuen Aufschlüsse liefern würde in einem Fall, der ohnehin sonnenklar war: Vor ein paar Wochen hatte ein Zuhälter einem jungen SA-Führer, der ihm eins seiner Pferdchen ausgespannt hatte, eine Kugel in den Mund geschossen. Der Mann saß bereits seit sechs Wochen in U-Haft und war geständig, berief sich allerdings auf Notwehr, obwohl er mit ein paar kommunistischen Kumpels gewaltsam in die Wohnung eingedrungen war. Am Sonntag war das Opfer gestorben, und Goebbels' *Angriff* hatte aus dem Jüngling, der sich in eine Hure verliebt und das mit dem Leben bezahlt hatte, einen Heiligen gemacht, einen Märtyrer der Bewegung, einen *Blutzeugen*, wie die Völkischen das nannten. Entsprechend aufgeheizt war die Stimmung. Die Polizei rechnete mit Schlägereien zwischen Nazis und Kommunisten und hatte ein paar Hundertschaften Schupo bereitgestellt. In diesen Hexenkessel wollte Böhm ihn schicken. Vielleicht hoffte der Oberkommissar, dass irgendein Nazi oder Kommi Rath aus Versehen niederschlug.

Rath blieb gleich am Telefon, er rief in Schöneberg an und

erreichte Gräf noch in der Wohnung Heer. Fünf Minuten später stand er auf dem Gehweg am Uhlandeck und wartete. Kathi war noch immer nicht erschienen. Jetzt war es für eine Aussprache auch zu spät.

Das Mordauto hatte Böhm ihm nicht gegönnt. Ein grüner Opel der Fahrbereitschaft hielt in zweiter Reihe auf dem Ku'damm. Kriminalsekretär Czerwinski schälte seinen zu schweren Körper aus dem Beifahrersitz, als er den Kommissar erblickte, und öffnete die Tür zum Fond. Am Steuer saß Kriminalassistent Henning. Rath seufzte. *Plisch und Plum*, wie die unzertrennlichen Kollegen in der Burg genannt wurden, waren nicht gerade die ehrgeizigsten Kriminalisten am Alex, wahrscheinlich schanzte Böhm sie ihm deshalb immer mal wieder zu. Henning tippte kurz an seinen Hut, als Rath sich auf den Rücksitz zwängte. Lange, harte Holzstäbe und eine unförmige Kiste ließen ihm kaum Platz.

Rath fluchte. »Was ist denn das?«

»Der Fotoapparat«, meinte Henning, »passt nicht in den Kofferraum von diesem Scheiß-Opel!«

»Ins Mordauto hätte er gepasst!«

Henning zuckte entschuldigend die Achseln. »Das braucht Böhm«, sagte er.

»Um damit zu Aschinger zu fahren, oder was?«

Henning lachte geflissentlich, wie es von seinem Dienstrang erwartet wurde, wenn ein Kommissar Witze riss. Kaum hatte Czerwinski wieder auf dem Beifahrersitz Platz genommen, gab der Kriminalassistent Gas. Mit quietschenden Reifen wendete der Opel und wechselte auf die Gegenfahrbahn. Rath stieß sich den Kopf am Verdeckscharnier und fluchte. Als das Auto in die Joachimsthaler Straße einbog, meinte er, Kathis roten Wintermantel im Rückspiegel zu erkennen.

4

Das Filmatelier lag ganz in der Nähe der Pferderennbahn. Henning parkte gleich neben dem sandfarbenen Buick, der schon auf dem Hof stand. Gräf hatte sich beeilt; die Aussicht, etwas an-

deres zu bearbeiten als diesen deprimierenden Suizid, und sei es nur ein einfacher Unfall, schien ihn beflügelt zu haben. Immerhin ein Unfall in einem Filmatelier. Vielleicht liefen sie ja Henny Porten über den Weg.

Eine lange Backsteinmauer säumte das Gelände. Das eigentliche Atelier erhob sich etwas abseits der Straße und sah aus wie ein zu groß geratenes Gewächshaus, ein Gebirge aus Glas, das inmitten der schmucklosen preußischen Industriearchitektur dieser Gegend etwas deplatziert wirkte. Am Eingang stand ein Schupo vom 202. Revier Wache, so dezent, dass man die blaue Uniform von der Straße aus nicht sehen konnte.

»Hier entlang, die Herren«, sagte er, als Rath seine Marke zückte, und zeigte auf eine große Stahltür. »Ihr Kollege ist schon drinnen.«

»Was ist denn passiert?«, fragte Rath. »Wir wissen nur von einem Unfall.«

»'ne Schauspielerin hat's erwischt. Mitten in den Dreharbeiten. Mehr weeiß ick ooch nich.«

Hinter Rath keuchte es. Henning mühte sich unter dem Fotoapparat ab, den er aus dem Opel gewuchtet hatte. Der Schupo öffnete die Stahltür, und der schwächliche Kriminalassistent manövrierte die Kamera mit dem sperrigen Stativ hindurch. Rath und Czerwinski folgten ihm.

Von den riesigen Fenstern, die das Gebäude von außen wie ein Tropenhaus wirken ließen, war hier drinnen nichts mehr zu sehen, schwere Tücher hingen unter der Decke, auch die Wände waren komplett mit Stoffbahnen verkleidet. Der schwer gepackte Henning musste aufpassen, dass er nicht stolperte, überall schlängelten sich Kabel über den Boden, andere waren quer durch den Raum gespannt. Rath bewegte sich vorsichtig durch den Kabelschwungel und schaute sich um. Alles hier war vollgestopft mit technischem Gerät. Scheinwerfer auf Stativen, dazwischen ein verglaster Kasten, der an einen schmucklosen Beichtstuhl erinnerte. Hinter der dicken, aber blitzblank geputzten Glasscheibe erkannte Rath die Silhouette einer Filmkamera. Eine zweite Kamera stand mitsamt Stativ auf einem Wagen, eingekapselt in ein schweres Metallgehäuse, aus dem nur noch das Objektiv herauslugte. Daneben ein futuristisch aussehendes Schaltpult mit unzähligen Reglern, Röh-

ren und blinkenden Lämpchen, auf dem ein Kopfhörer lag. Ein dickes Kabel führte von diesem Pult nach hinten, dünnere Kabel verbanden es mit einer Art Galgen, an dem zwei silbrig-schwarze Mikrofone hingen, die wie zwei fette Spinnen über einem Salon schwebten, dessen Boden von Kabeln und Technik komplett freigehalten war: teures Parkett, dunkle Kirschholzmöbel, sogar ein Kamin – es sah aus, als habe sich ein elegantes Hotelzimmer in die falsche Gegend verirrt. Ebenso deplatziert wirkte die Menschentraube inmitten der Eleganz: hemdsärmeliges Räuberzivil neben grauen und weißen Arbeitskitteln. Der einzige Mensch, der einen zu dieser Umgebung passenden Abendanzug trug, saß etwas abseits auf einem der Klappstühle, die rings um das Parkett zwischen Scheinwerferstativen und Kabelsträngen standen, ein blonder Mann, der sein Gesicht in den Armen verborgen hatte. Eine junge Frau in mausgrauem Kostüm schien ihn trösten zu wollen, sie hatte sich über ihn gebeugt und drückte seinen Kopf an ihren grauen Bauch. Ab und zu schluchzte der Mann laut auf, das einzige vernehmbare Geräusch hier, denn in der Traube auf dem Parkett sprachen alle so leise, als werde hier tatsächlich noch ein Tonfilm gedreht, wie es das Warnschild draußen über der Tür beharrlich blinkend verkündete.

Rath drängte sich hinter Henning an einem sperrigen Scheinwerferstativ vorbei auf die Szene. Er nickte dem Kriminalassistenten zu, und der ließ das schwere Kamerastativ so laut auf den Boden knallen, dass sich alles umdrehte. Die Menschentraube lichtete sich etwas, und Rath erkannte Gräf neben zwei Schupos. Und dann sah er, warum hier niemand laut sprach, warum alle höchstens zu flüstern wagten. Zu Gräfs Füßen glänzte dunkelgrüne Seide in beinahe elegantem Faltenwurf, drapiert wie für ein Gemälde, in Wirklichkeit jedoch einen unnatürlich gekrümmten Frauenkörper einhüllend. Unmöglich, das Gesicht zu erkennen, zur Hälfte war es völlig entstellt, verkohlte Haut, rohes Fleisch, aufgeplatzte Brandblasen. Die andere Hälfte war größtenteils verdeckt und ließ erahnen, wie schön dieses Gesicht einmal gewesen sein musste. Rath musste unwillkürlich an einen Januskopf denken, an Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Das hellblonde Haar, rechts zu einer perfekten Frisur geformt, war auf der linken Kopfseite nahezu komplett abgesengt. Kopf und Oberkörper glänzten feucht, die Seide

klebte nass und dunkel an Brust und Bauch. Den linken Oberarm drückte ein schwerer Scheinwerfer auf den Boden.

Gräf ließ die Schupos stehen, als er Rath erblickte. Er musste einen Bogen um die Leiche machen, um zu seinem Chef zu gelangen.

»Hallo, Gereon«, sagte er und räusperte sich. »Üble Sache. Das ist die Winter, die da liegt.«

»Wer?«

Gräf schaute ungläubig. »Betty Winter. Sag bloß, die kennst du nicht?«

Rath zuckte mit den Schultern. »Müsste das Gesicht sehen.«

»Besser nicht. Ist total entstellt.« Gräf schluckte. »Passierte mitten in den Dreharbeiten. Der Scheinwerfer hat sie genau erwischt. Von da oben runtergefallen.« Der Kriminalsekretär deutete nach oben. »Gut und gerne zehn Meter. Und das Ding ist schwer. Außerdem war es in Betrieb. Also glühend heiß.«

Rath legte den Kopf in den Nacken. Unter der Decke hing ein stählernes Gerüst, ein Netz von Laufgittern, an denen ganze Batterien von unterschiedlich großen Scheinwerfern angebracht waren, dazwischen die senkrechten dunklen Tuchbahnen, die wie monotoner, düsterer Fahnschmuck wirkten. An einigen Stellen hing der große, schwere Stoff noch tiefer als die Beleuchtungsbrücken, die er teilweise verdeckte. Genau über der Leiche klaffte eine Lücke in den Scheinwerferreihen. Nur das schwarze, straff gespannte Kabel, das dort oben immer noch irgendwo mit dem Stromnetz verbunden sein musste, zeigte, dass hier einmal etwas gehangen hatte.

»Warum brauchen die hier so viel Scheinwerfer«, fragte Rath, »warum lassen die nicht das Licht von draußen rein? Deswegen sind Filmateliers doch aus Glas.«

»Tonfilm«, sagte Gräf, als erkläre das alles. »Glas hat eine schlechte Akustik. Deswegen hängen die hier alles zu. So macht man aus einem Stummfilmatelier auf die Schnelle ein Tonfilmatelier.«

»Du kennst dich aber gut aus!«

»Hab schon mit dem Kameramann gesprochen.«

Der Scheinwerfer, der die Schauspielerin erwischt hatte, war deutlich größer als die, mit denen die Kripo nächtliche Tatorte ausleuchtete; der stählerne Zylinder hatte mindestens den Umfang einer Basstrommel. Das Stromkabel hatte den Sturz nicht ernsthaft

bremsen, geschweige denn aufhalten können, nur die Isolierung hatte es herausgerissen, sodass an einigen Stellen der blanke Draht zu sehen war.

»Und dieses Monstrum hat die arme Frau auf dem Gewissen?«, fragte Rath.

Gräf schüttelte den Kopf. »Ja und nein.«

»Wie?«

»Sie war nicht sofort tot.« Gräf schluckte. »Sie muss geschrien haben wie am Spieß. Der heiße Scheinwerfer hat sie förmlich gebraten, zumal die Stromverbindung nicht abgerissen war und er immer noch brannte. Und ihr Partner stand direkt daneben ...«

»Das Häufchen Elend im Smoking?«

»Ja. Victor Meisner.«

»Ich glaube, den kenn ich.«

Gräf hob die Augenbrauen. »Du gehst also doch ins Kino?«

»Hab ihn mal in 'nem Kriminalfilm gesehen. Hat dauernd mit einer Knarre rumgefuchelt und irgendwelche Frauen gerettet.«

»Retten wollte er jetzt wohl auch. Nur dass er statt einer Knarre einen Eimer Wasser benutzt hat, einen Löschwassereimer. Stehen hier überall rum, wegen der Brandgefahr. Und damit hat er der Winter einen satten Stromschlag verpasst, wie's aussieht. Jedenfalls hat sie sofort aufgehört zu schreien, und die Sicherungen sind rausgeflogen.«

»Sie hätte den Unfall womöglich überlebt?«

Gräf zuckte die Achseln. »Warten wir ab, was der Doktor sagt. Ihre Karriere als Schauspielerin jedenfalls war in dem Augenblick vorbei, als der Scheinwerfer sie getroffen hat. Selbst wenn sie es überlebt hätte, wäre sie wohl kaum noch in Liebesfilmen aufgetreten.«

»Sieht so aus, als wüsste der Unglücksrabe, was er angerichtet hat.« Rath deutete auf den schluchzenden Meisner.

»Scheint so.«

»Schon mit ihm gesprochen?«

»Die Kollegen haben's versucht. Zwecklos ...«

»Nicht ansprechbar?«

»Jedenfalls noch keine verwertbare Aussage ...«

Ein lautes Poltern riss Gräf aus seinem Satz. Der Kriminalsekretär warf Czerwinski und Henning, die gerade umständlich begonnen

hatten, das Kamerastativ auseinanderzufalten, einen kurzen Blick zu. »Vielleicht sollte *ich* lieber die Fotos machen«, meinte er. »Bevor die Kollegen die Kamera komplett zerlegen.«

Rath nickte. »Mach das. Lass die beiden das Fußvolk hier befragen und Personalien aufnehmen. Die haben doch wahrscheinlich alle was gesehen.«

Gräf zog die Schultern hoch. »Der Kameramann jedenfalls hat alles gesehen. Der Regisseur auch. Das gehört zu ihrer Arbeit.« Der Kriminalsekretär deutete auf einen sehnig-schlanken Mann, der ebenso eindringlich wie ruhig auf einen gut gekleideten Mittfünfziger mit Halbglatze einredete.

Rath nickte. »Den nehme ich mir gleich mal vor. Und wo ist der Mann, der für die Scheinwerfer verantwortlich ist?«

»Keine Ahnung. Kann mich ja nicht um alles kümmern.«

»Sag Henning, er soll den Mann ausfindig machen und zu mir schicken.«

Gräf drehte ab, und Rath wandte sich dem flennenden Meisner zu. Mit einem Helden hatte der Schauspieler im Augenblick wenig gemein. Als Rath direkt vor ihm stand, hörte er auf zu schluchzen und schaute aus verheulten Augen hoch. Die graue Maus streichelte ihm beruhigend über die Schultern, und Rath zeigte ihm seine Marke. Der Mann schaute ihn fast flehentlich an, das Gesicht tränennass. Plötzlich brach die Verzweiflung aus ihm heraus.

»Ich habe sie umgebracht«, rief er, »ich habe Betty umgebracht! Mein Gott, was habe ich getan?«

Meisners Hände krallten sich in Rath's Hosenbeine. Wohl doch keine gute Idee, jetzt mit dem Mann sprechen zu wollen.

»Sie haben niemanden umgebracht«, sagte Rath, »es war ein Unfall.«

Er versuchte sich aus der Umklammerung zu befreien, doch das war gar nicht so einfach. Die graue Maus kam ihm zu Hilfe.

»Schon gut, Victor«, sagte sie mit ruhiger Stimme, »du hörst doch, was der Kommissar sagt.«

Die Frau nahm die schmalen Hände des Schauspielers, und der krampfende Griff löste sich. Sie zog ihn weg von Rath und zurück auf den Regiesessel, wo er sein Gesicht in ihrem grauen Rock vergrub.

»Sie sehen doch, dass er nicht reden kann«, sagte sie, »er steht unter Schock! Ich hoffe, dass bald mal ein Arzt auftaucht.«

Rath wusste, dass Doktor Schwartz unterwegs war, doch er bezweifelte, dass der Gerichtsmediziner der richtige Mann war, um eine zarte Seele wie Victor Meisner wieder aufzurichten. Er reichte der Frau seine Karte.

»Herr Meisner muss jetzt nicht aussagen; er kann auch ins Präsidium kommen«, sagte er. »Wenn es ihm wieder besser geht. Aber spätestens Montag.«

Die Frau schaute ihn an, doch Rath hatte das Gefühl, als ob ihr Blick durch ihn hindurchginge. Er schrieb das Datum auf die Karte und auch gleich eine Uhrzeit. Elf Uhr. Mehr Schonfrist konnte er dem armen Teufel beim besten Willen nicht gewähren.

»Kümmern Sie sich jetzt um ihn«, sagte er zu der Frau. »Am besten, Sie bringen ihn ins Krankenhaus.«

Die Frau nickte zögerlich, als könne sie das allein gar nicht beantworten.

»Tu bitte, was der Herr sagt, Cora«, hörte er eine tiefe Stimme hinter sich, »es ist besser, Victor bleibt nicht länger hier als nötig.«

Als Rath sich umdrehte, erblickte er die Halbglatze, die sich vorhin mit dem Regisseur unterhalten hatte. Cora führte Victor Meisner zum Ausgang. Der Schauspieler trottete ihr hinterher wie eine Marionette mit ausgeleierten Fäden.

»Bellmann«, sagte die Halbglatze und streckte Rath eine Hand entgegen. »La Belle Filmproduktion. Ich bin der Produzent von *Liebesgewitter*.«

»*La Belle?*«, fragte Rath und schüttelte die Hand. »Ich dachte, wir sind hier bei der Terra-Film.«

»Die Räume, aber nicht die Produktion. Ein eigenes Atelier können sich die wenigsten Filmgesellschaften leisten. Wir sind doch nicht die Ufa«, meinte Bellmann, und es klang beinahe entschuldigend. Er zeigte auf den Regisseur, der ebenfalls herangekommen war. »Jo Dressler, mein Regisseur.«

»Jo?«

»Josef klingt zu altmodisch«, erklärte Dressler und streckte ebenfalls die Hand aus. »Tag, Herr Kommissar.«

»Wir können es immer noch nicht fassen«, sagte Bellmann.

»Mitten im Dreh!« Der Produzent wirkte ernsthaft erschüttert. »In zwei Wochen sollte *Liebesgewitter* in die Kinos kommen.«

»So schnell?«, staunte Rath.

»Zeit ist Geld«, sagte Bellmann.

»Wir hatten noch zwei Drehtage angesetzt«, erklärte Dressler.

»Heute und morgen.«

»Der Film ist fast fertig?«

Dressler nickte.

»Eine Tragödie«, sagte Bellmann. Dann lachte er nervös und verbesserte sich. »Also, der Unfall, meine ich. Der Unfall ist eine Tragödie, der Film ist natürlich eine Komödie. Eine göttliche romantische Komödie, etwas ganz Neues. Göttlich im wahrsten Sinne des Wortes.«

Rath nickte, obwohl er nichts verstand. »Haben Sie gesehen, wie es passiert ist?«

»Nein.« Bellmann schüttelte den Kopf. »Als ich hinzukam, lag sie schon da und rührte sich nicht. Aber Jo, du kannst dem Kommissar doch erzählen ...«

Der Regisseur räusperte sich. »Nun, wie ich Ihren Kollegen schon gesagt habe ... Es war kurz vor Ende der Szene. Wir drehten sie gerade zum zweiten Mal, und es lief wirklich gut. Fehlten nur noch ihre Ohrfeige und der Donner, dann wären wir aus der Szene raus ...«

»Donner?«

»*Liebesgewitter* handelt von Thor, dem alten nordischen Donnergott, der sich in ein Berliner Mädchen verliebt hat und ihr als Graf Thorwald den Hof macht. Und immer wenn sie sich gerade nähern, donnert es.«

Rath nickte wieder und dachte sich seinen Teil. Hörte sich reichlich verdreht an, die Geschichte. Und damit sollte Betty Winter groß rauskommen?

»Tja«, fuhr Dressler fort, »und dann krachte plötzlich der Fluter von der Decke.«

»Der was?«

»Der Scheinwerfer, der Betty erwischte. Er riss sie zu Boden und begrub sie unter sich. Mein Gott, wie sie da lag und schrie und keiner konnte helfen – es war einfach fürchterlich ...«

»Warum hat ihr denn niemand geholfen?«

»Sie haben gut reden! Wissen Sie, wie heiß so ein Scheinwerfer wird? Den fassen Sie nicht so ohne Weiteres an und ziehen ihn weg!«

»Aber einer wollte helfen ...«

»Sie meinen Victor?« Dressler zuckte mit den Schultern. »Ich weiß auch nicht, was da in ihn gefahren ist! Es war ihre gemeinsame Szene, er stand direkt neben ihr, als es passierte, wer weiß, was da in einem vorgeht? Ein Mensch direkt neben dir, und du riechst die verbrannte Haut, hörst ihn schreien, da willst du doch helfen! Und wie sie geschrien hat!« Er schüttelte den Kopf, als könne er die Erinnerung mit dieser Bewegung abschütteln und alles ungeschehen machen. »Wir waren doch alle wie gelähmt. Ehe wir begriffen, was er vorhatte mit dem Löscheimer, hatte er das Wasser schon über sie gekippt.«

Dressler räusperte sich, bevor er weitersprach. »Sie hat sofort aufgehört zu schreien, ein ... ein Zucken ging durch ihren Körper ... wie ... wie ein Aufbäumen. Und dann knallte es auch schon; sämtliche Sicherungen flogen raus, und das Licht ging aus.«

»Und weiter?«

»Es dauerte ein paar Sekunden, bis wir wieder etwas sehen konnten. Ich war als Erster bei ihr, nach Victor, meine ich. Betty war tot.«

»Wie haben Sie das festgestellt?«

»Ich ... ich habe ihre Halsschlagader gefühlt, da war nichts mehr. Sie war tot.«

»Unfassbar, nicht wahr«, mischte sich Bellmann wieder ein, »ein ungeheurer Verlust für den deutschen Film.«

Rath schaute den Produzenten an. »Kommt so etwas eigentlich öfter vor?«, fragte er.

»Was?«

»Na, dass Scheinwerfer einfach so vom Himmel fallen? Die Konstruktion da oben sieht mir ein bisschen wacklig aus.«

Er hatte eine empfindliche Stelle getroffen, Bellmann sprang sofort aus dem Hemd. »Hören Sie, Herr Kommissar, das mag vielleicht etwas provisorisch aussehen, aber glauben Sie mir, das ist alles überprüft und genehmigt, fragen Sie Ihre Kollegen von der Baupolizei!« Bellmann redete sich in Rage; mit jedem Satz wurde er lauter. »Das hier ist ein Glashaus, optimal für Filmaufnahmen, aber eben

nicht für die Tonaufzeichnung. Deswegen wurde hier auch umgebaut – wir sind immer noch dabei. Schalldämmung, Sie verstehen. Die ist beim Tonfilm wichtiger als Tageslicht. Darauf müssen wir leider verzichten. Aber was die Beleuchtung angeht, da waren wir hier schon immer bestens ausgestattet, unsere Scheinwerfer gehören zum Modernsten, was Sie heute in der Branche finden, sogar Nitraphotlicht ...«

Bellmann schien plötzlich zu bemerken, wie unpassend seine Bemerkung war angesichts einer durch eben solch einen modernen Scheinwerfer umgekommenen Schauspielerin. Er verstummte.

Rath tat nichts gegen das verlegene Schweigen, das nun entstand. Manche Leute ließen sich durch so etwas aus der Reserve locken. Aber Bellmann hatte sich im Griff. Diese Fähigkeit brauchte man wohl in seinem Beruf. Der Regisseur schien da schon unruhiger zu sein, er trat von einem Bein aufs andere, als müsse er mal. Bevor er etwas Unbedachtes sagen konnte, störte jedoch Henning das Schweigen. Der Kriminalassistent erschien mit einem schmächtigen Mann im Schlepptau, den er als Hans Lüdenbach vorstellte.

Rath musterte das Männlein, das in seinem grauen Arbeitskittel wie ein unterbezahlter Hausmeister wirkte.

»Sie sind der Beleuchter?«

»Oberbeleuchter.«

»Dann sind Sie also verantwortlich für den Scheinwerfer, der sich da oben selbstständig gemacht hat?«

Das Männlein öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch Bellmann kam ihm zuvor.

»Herr Kommissar! Die Verantwortung für all das übernehme selbstverständlich ich!« Er klang wie ein abgehalfterter Minister, der den Rücktrittsforderungen der Opposition zuvorkommen will.

»Ich meinte das eigentlich eher im praktischen Sinn«, entgegnete Rath. »Irgendwer hat offensichtlich gepfuscht. Und wenn es nicht der Hersteller der Beleuchtungsanlage war, dann doch wohl einer von Ihren Leuten, Herr Oberbeleuchter.«

»Unmöglich«, sagte Lüdenbach.

»Überprüfen Sie denn nicht regelmäßig, ob da oben auch alles richtig festgeschraubt ist?«

»Aber natürlich! Bevor das Licht nicht stimmt, kann doch überhaupt nicht gedreht werden!«

»Und mit dem Fluter war alles in Ordnung?«

»Optimal eingestellt. Einwandfreies Licht. Warum die Befestigung versagt hat, kann ich Ihnen auch nicht sagen, das müsste man sich schon oben aus der Nähe angucken.«

»Das haben Sie noch nicht gemacht?«

Lüdenbach schüttelte den Kopf. »Wie denn? Wenn Ihre Leute einem alles verbieten? Wir sollen nichts anrühren, das war das Erste, was die uns gesagt haben.«

»Natürlich.« Rath nickte. »Dann zeigen Sie mir doch mal die Stelle, wo der Fluter gehangen hat«, sagte er, und Lüdenbach steuerte auf eine schmale Stahlleiter zu, die geradewegs in den Himmel zu führen schien. Rath fragte sich, ob man so dünn sein musste wie Hans Lüdenbach, damit die Gerüste hielten. Ihm war nicht ganz wohl bei der Sache, zehn Höhenmeter, ungesichert und wacklig, reichten normalerweise, um ihm den Angstschweiß auf die Stirn zu treiben. Er schaute nicht nach unten, als er die Leiter Sprosse für Sprosse nach oben stieg, immer dem grauen Kittel nach. Auch als er Lüdenbach über das wacklige Laufgitter folgte, das bei jedem Schritt quietschte und schepperte, versuchte er den Blick in die Tiefe zu vermeiden, er tastete sich voran, seine Hände umkrampften das Geländer, doch instinktiv schaute er auf seine Schuhspitze, als er einen Schritt nach vorn machte. Durch das Eisengitter unter seinen Füßen wirkte der Studioboden unendlich weit entfernt. Ein seltsamer Grundriss zeigte sich von hier oben; neben dem Kaminzimmer mit der Toten lagen eine Hotelrezeption und eine einfache Dienstbotenstube, daneben ein Straßencafé. Und die Tür des Kaminzimmers führte geradewegs in ein Polizeibüro mitsamt Arrestzelle. Wahrscheinlich sämtlich Schauplätze von *Liebesgewitter*. Von unten blitzte es grell nach oben. Gräf hatte mit seiner Arbeit begonnen. Rath zwang seinen Blick nach vorn. Der Oberbeleuchter war verschwunden.

»Hey!«, rief Rath über das Gerüst. »Wo stecken Sie denn?«

Das Stahlgitterlabyrinth war verwirrender, als es von unten den Anschein hatte. Das lag vor allem an den schweren Stoffbahnen, die an allen möglichen Stellen von der Decke herabhingen und die Sicht versperrten.

»Hier ist es.« Die Stimme des Oberbeleuchters klang gedämpft, schien aber ganz in der Nähe zu sein. »Wo bleiben Sie denn?«

Als Rath sich ein paar Meter vorgearbeitet hatte, sah er Lüdenbach wieder. Höchstens drei Meter entfernt hockte der graue Kittel am Boden des Laufgitters. »Bin gleich bei Ihnen«, sagte Rath. »Fassen Sie bitte nichts an!«

Seine verkrampften Hände schmerzten schon, Schweiß stand ihm auf der Stirn, doch er ließ sich nichts anmerken und arbeitete sich voran. Lüdenbach zeigte auf eine Halterung.

»Hier«, murmelte der Mann im grauen Kittel, und Rath hockte sich neben ihn, »gucken Sie sich das mal an, das gibt's doch gar nicht!«

»So?«

»Hier müsste eigentlich ein Gewindebolzen sitzen«, erklärte Lüdenbach. »Der muss sich gelöst haben. Eigentlich unmöglich, die sind alle mit einem Splint gesichert.«

Rath schaute sich die Halterung aus der Nähe an.

»Vielleicht ist er ja gebrochen, der Bolzen!«

Lüdenbach zuckte ratlos mit den Schultern. »Dann ist da immer noch der auf der anderen Seite«, meinte er. »Hier.«

Auf der anderen Seite der Halterung bot sich jedoch das gleiche Bild: kein Gewindebolzen.

Lüdenbach wackelte mit dem Kopf wie ein Tattergreis. »Das gibt's doch nicht«, murmelte er, »das gibt's doch gar nicht!«

Sie standen wieder auf. Rath hielt sich an der schaukelnden Bühne fest, und sofort verkrampften sich seine schweißnassen Hände wieder. Ihm war flau im Magen, Hans Lüdenbach dagegen stand so sicher an dem schwankenden Geländer wie ein Steuermann bei schwerer See.

»Das darf eigentlich nicht passieren.« Lüdenbach schüttelte den Kopf. »Deswegen sind die Scheinwerfer doch doppelt gesichert: Bricht einer der Bolzen, ist da immer noch der auf der anderen Seite.«

»Vielleicht wollte jemand den Scheinwerfer neu justieren, und dann hat er vergessen, die Bolzen wieder festzuschrauben«, schlug Rath vor.

»Doch nicht mitten im Dreh!«

»Aber irgendwie muss sich der Scheinwerfer aus der Halterung

gelöst haben. Eine doppelte Materialermüdung erscheint mir jedenfalls sehr viel unwahrscheinlicher als die Möglichkeit, dass hier einfach irgendjemand schlampig gearbeitet hat.«

Lüdenbach lief rot an. »Meine Leute arbeiten nicht schlampig«, empörte er sich. »Und gerade Glaser! Der versteht sein Geschäft!«

»Wer?«

»Peter Glaser. Mein Beleuchtungsassistent. Der ist für den Fluter zuständig.«

Rath ging die Behäbigkeit des Männleins langsam auf die Nerven.

»Und warum«, fragte er mit eisiger Freundlichkeit, »habe ich diesen Mann dann nicht längst zu Gesicht bekommen?«

»Sie wollten doch unbedingt mit *mir* hier hoch! Und glauben Sie, ich hätte nicht längst schon selbst mit ihm gesprochen, wenn ich wüsste, wo er sich rumtreibt?«

»Wie?«

»Heute Morgen war er noch hier oben und hat alles eingestellt.«

»Und jetzt?«

Lüdenbach zuckte mit den Schultern. »Jetzt ist er weg.«

»Seit wann denn schon?«

»Keine Ahnung. Hab ihn schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen.« Lüdenbach zuckte die Achseln. »Seit heute Mittag, wenn nicht länger. Vielleicht ist er krank.«

»Hat sich aber nicht abgemeldet?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Rath verlor die Geduld. »Mein lieber Mann«, knurrte er. »Wenn Sie heute noch irgendetwas Sinnvolles tun wollen, zeigen Sie mir schleunigst, wie man hier wieder runterkommt!«

Die Suche nach Peter Glaser blieb erfolglos. Nachdem klar war, dass der Mann im Atelier nirgends aufzutreiben war, schickte Rath Henning und Czerwinski mit der Adresse des vermissten Beleuchtungsassistenten los, die Bellmann bereitwillig rausgerückt hatte, nicht ohne zu betonen, was für ein zuverlässiger Mitarbeiter gerade dieser Peter Glaser sei. Die Männer vom ED, die zusammen mit dem Gerichtsmediziner inzwischen eingetroffen waren, robbten auf der Suche nach zwei Gewindebolzen über den Boden, während Dr.

Schwartz neben der Leiche hockte und die Brandwunden an Kopf und Schultern begutachtete. Kronbergs Leute suchten so systematisch, wie nur Erkennungsdienstler solch eine Aufgabe angehen konnten, dennoch war Gräf derjenige, der einen der Gewindebolzen schließlich fand, ein unscheinbares, ölig-schwarzes Metallstück, das unter ein Scheinwerferstativ gerollt war.

Lüdenbach bestätigte, dass es sich um einen Bolzen der Scheinwerferhalterung handelte. Keine Bruchstelle, das Ding war unverehrt und landete zur weiteren Untersuchung in einer Blechkiste des ED.

Der zweite Bolzen allerdings blieb unauffindbar, auch einen Splint fanden sie nicht.

»Haben wir den Filmfritzen jetzt gratis den Boden geputzt?«, schimpfte ein EDler.

»Na, wenigstens einen Bolzen haben wir«, meinte Gräf, und Rath nickte.

»Vielleicht hat Glaser den anderen«, sagte er. »Wollte Beweisstücke entsorgen, nur dass er den zweiten Bolzen nicht gefunden hat, bevor er sich aus dem Staub machte.«

»Glaubst du wirklich, der hat den Scheinwerfer mit Absicht runterfallen lassen?«, fragte Gräf. »Vielleicht war er nur zu feige, sich seiner Verantwortung zu stellen, und ist nach dem Unfall getümt.«

Rath zuckte die Achseln. »Glauben hilft uns nicht weiter. Jedenfalls hat hier irgendjemand gehörig Mist gebaut, so viel steht ...«

»Herr Kommissar?«

Rath drehte sich um. Ein junger Mann näherte sich und winkte mit einer Filmdose.

»Der Kameramann«, soufflierte Gräf. »Harald Winkler.«

»Herr Kommissar«, sagte Winkler, dessen Haar sich trotz seiner Jugend schon zu lichten begann, und zeigte auf die Filmdose, »ich dachte, das interessiert Sie vielleicht.«

»Was?«

»Der Unfall. Wenn Sie wollen, können Sie sich selbst anschauen, wie alles passiert ist.« Der Kameramann hob die Filmdose. »Hier ist alles drauf.«

»Sie haben den Unfall gefilmt?«

»Ich habe die Szene gefilmt. Die Kamera ist weitergelaufen. Ich ...

das war so was wie Instinkt, glaube ich. Ich hab einfach weiter draufgehalten. Bis das Licht ausging. Vielleicht nützt es Ihnen ja irgendwie. Gibt jedenfalls keinen besseren Augenzeugen als meine Kamera. Unbestechlich!«

Rath nickte. »Und wann kann man sich das anschauen?«

»Nicht vor Montag. Muss erst noch ins Kopierwerk. Wenn Sie wollen, reserviere ich uns einen Vorführraum.« Winkler reichte Rath eine Karte. »Rufen Sie mich an ...«

Der Kameramann blickte ihm plötzlich nicht mehr in die Augen, sondern über die Schulter. Auch Gräf schaute zur Seite. Rath drehte den Kopf und blickte in ein halbes Dutzend Objektive.

Ein ganzes Rudel Reporter musste es irgendwie geschafft haben, an dem Schupo draußen vorbeizukommen. Bevor einer der Beamten eingreifen konnte, flackerte das Blitzlichtgewitter los. Wenigstens war die Leiche schon zugedeckt.

»Wer hat diese Bande hier reingelassen?«, zischte Rath seinem Kriminalsekretär zu.

Gräf trat sofort in Aktion. »Das ist ein Tatort und kein Presseclub, meine Herren«, schimpfte er und gab einem Schupo mit einer eindeutigen Kopfbewegung ein Zeichen. Unnötig, die Blauen hatten schon damit begonnen, die Reporter zur Tür zu drängen. Erste Proteste wurden laut.

»Halt! Das können Sie mit uns nicht machen!«

Der richtige Moment für ein paar höfliche Worte. Rath stellte sich auf. »Ich darf Sie bitten, den Raum zu verlassen und die Ermittlungsarbeiten nicht zu stören«, sagte er. »Und bitte unterlassen Sie das Fotografieren!«

Er lächelte freundlich in die zurückweichende Menge, die gegen die Uniformierten keine Chance hatte.

Einige schossen noch im Rückzug ihre Fragen ab.

»War es ein Unfall oder ist es Mord?«

»Wer hat Betty Winter auf dem Gewissen?«

Sie plapperten wild durcheinander, während sie unbarmherzig zum Ausgang gedrängt wurden. Die Blauen leisteten gute Arbeit.

»Meine Herren«, sagte Rath, »ich danke Ihnen für Ihr Verständnis. Wir werden Sie rechtzeitig über den Fortgang der Ermittlungen informieren.«

»Soll das heißen: gleich auf der Pressekonferenz?«, fragte ein Reporter, der gerade durch die Tür nach draußen geschoben wurde. Ein letztes Blitzlicht flammte auf, es traf Rath genau in die Augen und blendete ihn für ein paar Sekunden, dann schlug die Stahltür zu, und der Tumult war vorüber.

»Wie sind diese Leute hier reingekommen?«, fragte Rath. »Ich dachte, die Tür ist bewacht!«

»Ist sie auch«, meinte Gräf. »Die müssen durch einen Hintereingang gekommen sein.«

»Und warum steht da keiner?«

Bellmann war näher gekommen und mischte sich ein. »Entschuldigen Sie, Herr Kommissar, Ihre Kollegen wussten nichts davon. Ich habe vergessen, sie darauf hinzuweisen.«

»Und woher kennen diese Journalisten den Hintereingang? Woher wussten die überhaupt Bescheid?«

Bellmann zuckte die Achseln. »Berliner Reporter sind eben finfig. Solche Geschichten können Sie nicht unter der Decke halten. Deswegen habe ich auch eine Pressekonferenz anberaumat. Gleich nebenan. Es würde mich freuen, wenn Sie und Ihr Kollege daran teil...«

»Sie haben was?« Rath konnte es nicht glauben. »Hier ist ein Mensch gestorben, und Sie denken nur daran, wie Sie damit in die Zeitung kommen können?«

Bellmann wirkte ein wenig beleidigt. »Na, erlauben Sie mal, Herr Kommissar! Haben Sie überhaupt eine Ahnung, was heute passiert ist? Die große Betty Winter ist tot! Ihr Publikum hat ein Recht, das zu erfahren.«

Rath schaute dem Produzenten fest in die Augen. »Noch so eine Eigenmächtigkeit, und ich mache Ihnen gewaltigen Ärger, mein Lieber!«

»Ob und wie ich in meinen Räumen die Presse informiere, das ist doch wohl meine Sache«, meinte Bellmann.

»O ja«, sagte Rath und lächelte den Produzenten an. »Und ob ich Ihnen Ärger mache oder nicht, das ist ganz allein *meine* Sache!«

Er ruft den Kellner und bestellt noch einen Eiswein. Er braucht mehr Wein. Eigentlich sollte er längst schon mit dem Essen begonnen haben, sein Körper schreit nach Zucker.

»Darf ich dem Herrn jetzt die Karte bringen?«

»Warten Sie noch.« Er schüttelt den Kopf. Obwohl er langsam ahnt, dass er heute allein bleiben wird.

Eine Stunde ist sie nun schon überfällig.

Er weiß nicht, warum sie ihn versetzt hat, aber er ist sich sicher, dass es etwas Wichtiges sein muss. Sie lässt ihn nicht einfach so sitzen, er weiß, dass sie längst angebissen hat. Keinen Grund, die Pläne zu ändern, zu den Aufnahmen morgen wird sie erscheinen.

Wo bleibt der Kellner? Er muss mehr Wein trinken!

Wird er sich jemals daran gewöhnen, dass Zucker sein Leben retten kann?

Du wirst dich daran gewöhnen.

Mutters Lächeln.

Gewöhnen müssen.

Sein ungläubiger Blick auf das Weinglas.

Darf ich?

Du musst.

Ich muss.

Er trinkt vorsichtig und schmeckt die Süße, spürt sie die Kehle hinunterrinnen.

Eiswein. Süßer Eiswein.

Ein Traum, über Jahre geträumt. Wird wahr.

Sie sitzen im Restaurant, er und Mutter. Zur Feier des Tages. Die erste Spritze. Die erste, die er sich selbst gegeben hat, die erste Spritze nach den Tagen in der Klinik. Nach all den Versuchen mit dem Insulin.

Wieder im Leben. Nach all den Jahren des Wartens. Auf den Tod.

Seine zweite Geburt.

Die Kellner mit den Vorspeisen. Gleichzeitig stellen sie die Kristallschalen auf das weiße Tischtuch.

Mutters Lächeln.

Iss, mein Junge.

Er kann nicht essen, die Tränen fließen, er beginnt hemmungslos zu schluchzen, sieht ihr bestürztes Gesicht durch den Tränenschleier.

Sie streichelt seine Hand, er zieht sie zurück, er hält ihre Berührung nicht aus, er traut ihrer Liebe nicht, er versteht ihre Liebe nicht, glaubt ihr die Liebe nicht.

Jetzt ist es vorbei. Ich werde alles wiedergutmachen. Du bist doch mein guter Junge.

Er trocknet die Tränen, nimmt die Gabel und probiert vorsichtig. Seine Zunge schmeckt frische Krabben, Dill, die Süße von Tomaten. Die Süße überwältigt ihn, fließt durch seinen Körper.

Mutter lächelt, stochert in ihrer Schale herum, ohne zu essen. Lächelt nur und stochert und schaut ihn unentwegt an, wie er die zweite Gabel zum Mund führt und die dritte. Sie soll ihn nicht anschauen, er ist keine Jahrmarktssensation, kein Elefantenmensch, kein Monstrum, kein Weltwunder.

Du wirst leben können wie jeder andere. Leben mit den anderen.

Endlich nimmt auch sie einen Bissen.

Schweigend essen sie, ein Kellner füllt ihre Weingläser nach. Sie tupft ihren Mund mit der Serviette ab und hebt ihr Glas.

Auf das Leben!

Auf das Leben.

Sie trinken Eiswein, süßen Eiswein.

Was wirst du jetzt tun?

Ich werde studieren.

Das ist gut.

Medizin studieren.

Wieder will sie seine Hand greifen, doch noch vor der Berührung stockt ihre Bewegung, sie zieht wieder zurück. Traurigkeit in ihrem Blick.

Mein Junge, mein guter Junge!

Die Kellner kommen mit dem nächsten Gang. Gleichzeitig heben sie die silbernen Glocken von den Tellern.

Er kann es immer noch nicht glauben. Das erste richtige Essen. Das erste richtige Essen nach den Jahren endlosen Hungerns.

Es ist vorbei. Alles wird gut.
Das hat er wirklich geglaubt.
Damals.
Er hat sich geirrt, gründlich geirrt.

Er schaut auf die Uhr. Nein, sie wird nicht mehr kommen. Er darf es ihr nicht übel nehmen, er kann es ihr nicht übel nehmen, das ist der Preis für die Heimlichkeit ihrer Treffen. Wenn ihr etwas dazwischenkommt, kann sie ihm nicht absagen. Nicht weiter wichtig.

Wichtig ist, dass niemand von ihren Plänen erfährt.

Wichtig ist, dass sie morgen zu den Aufnahmen erscheint.

Wichtig ist, dass ihre Bestimmung sich erfüllt.

Endlich kommt der Kellner mit dem Wein.

6

Auf der Berliner Straße herrschte um diese Zeit wenig Verkehr, Rath konnte Gas geben und peitschte den Buick über den regennassen Asphalt in Richtung Norden durch Tempelhof. Gräf saß auf dem Beifahrersitz und hielt sich unauffällig am Türgriff fest. Wahrscheinlich bedauerte er gerade, nicht mit Plisch und Plum gefahren zu sein.

Unter anderen Umständen hätte Rath vielleicht Rücksicht genommen, aber jetzt nicht, die Geschwindigkeit beruhigte ihn, und wozu sonst, zum Teufel, gab es Sportwagen?

»Gereon, ich hab's nicht eilig«, meldete der Kriminalsekretär sich vorsichtig.

»So ein Wagen muss ab und zu mal ausgefahren werden.«

»Ich rege mich über dieses Arschloch nicht weniger auf als du! Aber deswegen musst du deine Wut nicht unbedingt am Gaspedal auslassen und gleich gegen den nächsten Laternenmast rasen!«

Rath bremste tatsächlich ab – die Ampel an der Flughafenstraße stand auf Rot.

»Der verliert seine Hauptdarstellerin und wittert gleich ein Ge-

schäft«, schimpfte er. »Und dann diese geheuchelte Trauer! Am liebsten würde ich diesen Bellmann einbuchen!«

Sein Ärger hatte einen Grund: Bellmanns improvisierte Pressekonzferenz. Um die Sache unter Kontrolle zu halten, hatten sie daran teilgenommen, hatten Fragen zu den Todesumständen der Schauspielerin so ausweichend wie möglich beantwortet und Bellmann im Auge behalten. Die Reporter hatten keinen Hehl daraus gemacht, dass sie den Polizisten den Rauswurf aus dem Atelier noch übel nahmen. Umso mehr klebten sie an Bellmanns Lippen, der sogar Kaffee und Kekse hatte auffahren lassen. Der Filmproduzent erging sich in unerträglich salbungsvollen Ausführungen über die unvergleichliche Schauspielkunst der großen Betty Winter, mit deren viel zu frühem Tod die deutsche Filmkunst um eines ihrer größten und hoffnungsvollsten Talente gebracht worden sei.

»Wir werden alles daransetzen, *Liebesgewitter* gleichwohl in die Kinos zu bringen, und sei es als Fragment«, hatte er geendet und tatsächlich einen feuchten Glanz in seine Augen gezaubert, »das sind wir der großen Betty Winter schuldig. Das können Sie ruhig so schreiben! Dieser Film ist ihr Vermächtnis! Er zeigt, welche Zukunft der deutsche sprechende Film hätte haben können, wenn nicht ...«

Als Bellmann mitten im Satz abbrach und sich von den Journalisten abwandte, ein Taschentuch vorm Gesicht, da hätte Rath am liebsten laut *Scheiße* gerufen. Was für eine Schmierkomödie! Und die Kriminalbeamten Rath und Gräf als Laiendarsteller und Stichwortgeber mit auf dem Podium. Noch einmal würde er sich von diesen Filmfritzen nicht einseifen lassen, das hatte Rath sich geschworen.

Die Ampel sprang auf Grün, und er gab Gas. Die Reifen des Buick drehten kurz durch, bevor der Wagen wieder nach vorne schoss.

»So ein Arschloch«, schimpfte Rath.

»Bellmann ist ein Arschloch, ohne Zweifel«, meinte Gräf und suchte wieder nach Halt, »aber das ist kein Verbrechen. Und Geschäftstüchtigkeit auch nicht. Wir können niemanden einsperren, nur weil er versucht, aus dem Tod Kapital zu schlagen.«

»Außer, wenn jemand bei diesem Tod nachgeholfen hat.«

»Wenn jemand *bewusst* nachgeholfen hat. Wie ich das sehe, haben zwei Unglücksraben die Frau auf dem Gewissen, Glaser und

Meisner. Eine bedauernswerte Verkettung unglücklicher Umstände. Der eine Unglücksrabe ist zusammengebrochen, der andere vor seiner Schuld geflohen. Auch wenn der Stromschlag sie getötet hat, der eigentlich Schuldige am Tod von Betty Winter ist der Beleuchter, und das ahnt der wohl auch. Der Kerl kann einem leidtun.«

»Er ist geflohen, das macht einen immer verdächtig.«

»Er wird plötzlich mit der Tatsache konfrontiert, dass er einen Menschen auf dem Gewissen hat«, sagte Gräf. »Nicht jeder kann sich einer solchen Verantwortung stellen. Könntest du so was?«

Rath schwieg und starrte auf die Straße. Vor ihm scherte ein Taxi aus, und er ging vom Gas. Je weiter sie nach Norden kamen, desto dichter wurde der Verkehr. Schluss mit dem Geschwindigkeitsrausch.

»Noch auf ein Bierchen ins Nasse Dreieck?«, fragte Gräf vorsichtig, als sie am Halleschen Tor auf die Skalitzer Straße abbogen.

Rath schüttelte den Kopf. »Heute nicht. Aber ich kann dich bei Schorsch rauslassen, wenn du willst.«

»So weit, dass ich allein trinke, bin ich noch nicht«, meinte Gräf. »Dann fahr mich lieber nach Hause.«

Der Kriminalsekretär wohnte in einem möblierten Zimmer am Schlesischen Tor. Kein großer Umweg für Rath, er verabschiedete Gräf mit einem kurzen Tippen an die Hutkrempe und fuhr zurück zum Luisenufer. Als er den Hinterhof überquerte, fiel ihm auf, dass in seiner Hinterhauswohnung im ersten Stock Licht brannte.

Er hatte die letzten Stunden überhaupt nicht mehr an Kathi gedacht, jetzt sah er wieder ihren roten Mantel im Rückspiegel, erinnerte sich an das Warten im Café. Er blieb einen Moment vor der Wohnungstür stehen, bevor er öffnete, und holte tief Luft, als habe er einen längeren Tauchgang vor sich.

Neben Kathis rotem Mantel hing ein zweiter an der Garderobe, ein dunkler Herrenmantel. Aus dem Wohnzimmer dudelte Musik, gedämpft durch die geschlossene Tür. Eine von Kathis grässlichen Schlagerplatten. Normalerweise wusste er zu verhindern, dass sie so etwas auflegte, aber wenn sie allein war, nahm sie darauf keine Rücksicht.

Nur dass sie jetzt nicht allein war.

Lautes Lachen drang aus dem Wohnzimmer, Kathis albernes Gekicher und ein tiefer Bass.

Wen zum Teufel hatte sie da in die Wohnung geschleppt?

Rath blieb in Hut und Mantel, nahm innerlich die Fäuste hoch und öffnete die Tür. Das immerhin hatte sie geschafft: Er war in der richtigen Stimmung, sie rauszuwerfen, bereit für eine gehörige Szene.

Bis der Anblick ihres Besuchers seine Wut in eine ganz andere Richtung lenkte.

Kathi hatte ihm den Rücken zugewandt und lachte immer noch über irgendeinen Witz. Ihr gegenüber saß ein älterer Herr mit einem gepflegten weißen Schnurrbart, der gerade ein Cognacglas hob. Ein Mann, den er seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen hatte und der nun überrascht aufschaute und ihn erwartungsvoll anstrahlte.

»Gereon«, sagte der Weißhaarige, »da bist du ja!«

Rath antwortete nicht, er ging zum Plattenspieler und stellte das Gedudel ab.

»Gereon«, sagte nun auch Kathi. Mehr nicht. Wegen des Plattenspielers schien sie ein schlechtes Gewissen zu haben. Normalerweise ließ er sie da nicht ran.

Er sagte immer noch nichts, er legte erst mal eine andere Platte auf. *Big Boy* mit Beiderbecke am Kornett, ein Geschenk von Severin. Nach den ersten Takten drehte er lauter.

Kathi spürte die Gewitterluft sofort. Sie stand eilig auf.

»Ich kümmere mich dann mal um den Abwasch«, sagte sie und verschwand in der Küche. Die perfekte Hausfrau.

Rath wartete, bis die Wohnzimmertür ins Schloss gefallen war, dann setzte er sich in den Sessel, der noch warm war von Kathi, und schaute den weißhaarigen Mann an.

»'n Abend, Papa«, sagte er schließlich. »Fühl dich doch ganz wie zu Hause.«

Engelbert Rath räusperte sich, bevor er sprach.

»Können wir erst mal die Musik leiser machen?«, sagte er und stand auf, »bei diesem Lärm versteht man ja sein eigenes Wort nicht!«

»So entspanne ich mich nach Feierabend.«

Engelbert Rath stand auf. Es dauerte etwas, bis er den richtigen Knopf gefunden hatte und den Plattenspieler leiser drehen konnte. So leise, dass das Geräusch des einlaufenden Spülwassers aus der Küche zu hören war. Sein Blick blieb an der Plattensammlung un-

ten im Regal hängen, und er schüttelte den Kopf. »Hörst du immer noch diese Negermusik?«, fragte er.

»Bist du den weiten Weg gefahren, um mir das zu sagen?«

»Schallplatten aus Amerika?«

»Willst du wirklich über Amerika reden?«

Engelbert Rath ging nicht darauf ein. »Du hast einen neuen Fall? Hat mir Fräulein Preußner erzählt.«

Dann hatte ihr der Kellner im Uhlandeck also tatsächlich Bescheid gesagt.

»Eine tote Schauspielerin«, sagte er, »im Filmatelier.«

»Schade, dass du nicht in Düsseldorf dabei sein kannst.« Engelbert Rath kramte in seiner braunen Aktentasche. »Deine Mutter lässt dir schöne Grüße ausrichten. Sie hat mir was mitgegeben für dich. Hier ...« Er förderte etwas zutage, das mit bunten Bändern umwickelt und in Geschenkpapier geschlagen war. »Zum Geburtstag.«

»Danke«, meinte Gereon und legte das Paket beiseite. »Das dauert ja noch ein paar Tage.«

»Mutter meinte, ich sollte es dir schon einmal mitbringen. Ist sicherer als mit der Post.«

»Ihr kommt mich also nicht besuchen?«

Engelbert Rath zuckte die Achseln. »Mutter wäre gern gekommen«, sagte er, »aber du weißt ja, wie sie ist, sie setzt sich nicht allein in den Zug.« Er räusperte sich. »Und ich ... Nun ja, ausgerechnet Aschermittwoch, unmöglich, an so einem Tag aus Köln wegzukommen. Nach der Frühmesse Empfang im Rathaus, und abends das Fischessen im Kasino kann ich wirklich unmöglich ...«

»Schon gut. Du musst mir deinen Terminkalender nicht vorbegeben.«

Engelbert Rath zeigte auf das Paket. »Unser Geschenk hast du dann wenigstens schon mal.«

Er setzte sich wieder aufs Sofa. Die Männer schwiegen sich an. Aus der Küche war Gluckern und Porzellanklirren zu hören. Kathi erledigte alles, was sie tat, mit viel Elan.

»Nett, deine Verlobte«, sagte Engelbert Rath schließlich.

»Wir sind nicht verlobt.«

Engelbert Rath schaute nur einen Augenblick überrascht. »Na,

an die neuen Sitten werde ich mich nie gewöhnen«, sagte er. »Properes Mädel jedenfalls. Du hättest auch mal was erzählen können! Ich dachte schon, ich hätte mich in der Wohnung geirrt. Aber Fräulein Preußner hat gleich gewusst, wer ich bin!«

»Wahrscheinlich weil dein Foto auf meinem Nachttisch steht.«

Er hatte es geschafft, endlich zog Engelbert Rath ein säuerliches Gesicht.

»Ich weiß nicht, was das soll«, sagte er, »ich besuche meinen Sohn und werde auf diese Art empfangen!«

»Was hast du denn erwartet? Seit fast einem Jahr lebe ich in dieser Stadt, und keiner von euch hat mich auch nur einmal besucht ... Und jetzt erscheinst du hier überfallartig und unangemeldet und glaubst, dass ich dir einen roten Teppich ausrolle?«

»Im Glashaus sollte man nicht zu solch dicken Steinen greifen, mein Junge«, sagte Engelbert Rath. Er musste nicht lauter werden, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Hast du dich auch nur ein einziges Mal bei uns blicken lassen, seit du in Berlin wohnst? Nicht einmal Weihnachten hast du in Köln verbracht! Du weißt, wie sehr sich deine Mutter darüber gefreut hätte! Stattdessen lässt du dich für den Feiertagsdienst eintragen – obwohl Karl dir freigegeben hätte.«

»Woher weißt du das denn alles? Hast du mich nachspioniert?«

»Ich muss nicht spionieren, um so etwas zu wissen. Ich bin Polizist.«

»Warum vergesse ich das bloß immer wieder?«

Engelbert Rath sah müde aus, als er seinen Sohn jetzt anblickte. »Wir sehen uns so selten, Gereon«, sagte er, »wir sollten uns dann nicht auch noch streiten. Du bist der einzige Sohn, der mir geblieben ist.«

Ja, weil du dich weigerst, Severin eine Chance zu geben, dachte Gereon.

»Warum bist du hier?«, fragte er.

Engelbert Rath räusperte sich, bevor er sprach. »Wir haben eine Verabredung«, sagte er. »Ein Freund braucht deine Hilfe.«

»Ich kann mich an keine Verabredung erinnern.«

»Mit Fräulein Preußner habe ich schon gesprochen.« Engelbert Rath deutete mit dem Kopf zur Küche, in der Kathi immer noch mit dem Geschirr klapperte. »Sie ist einverstanden, wenn ich dich

für eine Weile entführe. Es dauert auch nicht lange. Um neun, halb zehn bist du wieder zurück. Du kannst Hut und Mantel anlassen. Wir müssen zum Kaiserhof.«

Genau das hasste er an seinem Vater: Engelbert Rath musste alles unter Kontrolle haben, überall die Strippen ziehen, Dinge regeln, um die man ihn gar nicht gebeten hatte, immer und immer wieder. Aber mehr noch hasste Rath sich selbst dafür, dass er diesen väterlichen Vereinnahmungsversuchen so wehrlos gegenüberstand. Doch da war irgendetwas in ihm, das blockierte sämtliche Widerstandsreaktionen.

»Ich wusste doch, dass du mich nicht hängen lässt, Gereon«, sagte Engelbert Rath und stand auf. »Wenn wir uns beeilen, schaffen wir es noch pünktlich.«

Die rechte Hand seines Vaters schob ihn zur Tür.

Er konnte sich nicht wehren. Er gehorchte, wie er immer gehorcht hatte.

Als sie auf den Flur traten, Vater und Sohn, stand Kathi in der Küchentür, das Geschirrtuch in der Hand, ein Denkmal der deutschen Hausfrau, und lächelte ihnen entgegen. Gereon schaute ihr kurz in die Augen, als er sich verabschiedete.

Ihr Blick sagte alles.

Sie ahnte es. Und wollte es nicht wahrhaben.

Am Moritzplatz staute sich der Verkehr, ein zerbeulter Lastwagen blockierte fast die gesamte Fahrbahn, und ein Schupo musste die Fahrzeuge einzeln an der Unfallstelle vorbeilotsen. Es war eine schweigsame Fahrt.

»Ein amerikanischer Wagen?«, hatte Engelbert Rath nur gefragt, als er sich auf den Beifahrersitz des Buick hatte fallen lassen. Missbilligung sprach aus seinem Gesicht, und Gereon hatte vor lauter Ärger nichts mehr gesagt.

Erst als sie am Moritzplatz stecken blieben, brach sein Vater das Schweigen. »Hätten doch besser ein Taxi nehmen sollen«, schimpfte er, und in Gereons Ohren klang es wie ein Vorwurf.

»Das saße genauso fest wie wir«, sagte er verärgert.

Endlich ging es weiter, der Schupo winkte den Buick an der Unfallstelle vorbei in die Oranienstraße. Bevor sie die Leipziger Straße kreuzten, mussten sie noch einmal kurz an einer roten Ampel war-

ten, ansonsten kamen sie gut durch. Gereon tat sein Bestes. Offensichtlich war das nicht gut genug.

»Zu spät«, sagte Engelbert Rath, als er am Wilhelmplatz aus dem Auto stieg, »wir sind fast zehn Minuten zu spät!«

Du kannst mich mal, dachte Gereon und ließ sich Zeit beim Abschließen des Wagens. Sein Vater strebte bereits dem Hoteleingang entgegen.

Das Hotel Kaiserhof und seine Gastronomie waren beliebt bei Politikern und hohen Beamten aus der nahen Wilhelmstraße, genau das Passende also für Engelbert Rath, der seinen Sohn zielstrebig in das Restaurant im Erdgeschoss führte. Sogar das Stimmengewirr klang in dem eichengetäfelten Saal gesitteter als anderswo, das Gläserklirren gedämpfter, die Leute schienen mit angezogener Handbremse zu reden, zu trinken und zu essen.

Gereon folgte seinem Vater. Engelbert Rath wirkte wie jemand, der sich auskannte. Sie steuerten zielstrebig auf einen Tisch zu, an dem einige dunkel gekleidete Männer saßen, die aussahen, als seien sie geradewegs aus einer Reichstagssitzung in den Saal chauffiert worden. Es war einer jener Tische, an denen man sofort wusste, wer das Sagen hatte. Der Mann, der dort mit dem Rücken zur Wand saß, hatte ein Gesicht wie ein Indianerhäuptling. Hohe Wangenknochen, undurchdringlicher Blick. Ein Blick, der die beiden Raths sofort erfasst hatte. Die Miene des Mannes blieb unbeweglich, er murmelte etwas zu seinen Tischgenossen und stand auf.

Engelbert Rath stürzte dem Indianer entgegen.

»Entschuldige die Verspätung, Konrad«, begann er, »aber der Polizeidienst ... Auch in Berlin ... Mein Sohn ...«

»Schon jut, schon jut, Engelbää! Mein Nachtzoch jeht sowieso erst in zwei Stunden«, beschwichtigte der Mann im Frack, und die unnahbaren Indianeraugen schauten beinahe freundlich. »Und?«, fragte er. »Wie jeht's dem jungen Rath? Schon einjelebt in der Reichshauptstadt?«

Gereon schüttelte dem Indianer die Hand.

»Danke der Nachfrage, Herr Oberbürgermeister!«

»Lassen Sie mal die Tittel beiseite. Kein OB und kein Staatsratspräsident bitte! Wir treffen uns hier rein privat. Drei Kölner in Berlin.«

Gereon lächelte geflissentlich.

»Lassen Sie uns in die Bar jehen«, sagte der Indianer. »Ich han da wat reservieren lassen.«

Ein Kellner führte sie zu einem kleinen Tisch, auf dem bereits eine Flasche Zeltinger Kirchenpfad in einem Weinkühler neben dem Reserviert-Schildchen wartete. Ihr Gastgeber hatte nichts dem Zufall überlassen. Vielleicht verstand sich Kriminaldirektor Engelbert Rath deswegen so gut mit dem Oberbürgermeister, abgesehen davon, dass sie Parteifreunde waren. Aber eigentlich hatte sich sein Vater immer schon mit jedem gut gestellt, der seiner Karriere förderlich sein konnte. Mit Erfolg. Seinerzeit der jüngste Oberkommissar der Kölner Polizei, heute Kriminaldirektor.

»So! Hier kann man sich unjestört unterhalten«, sagte der Indianer und wies ihnen die Plätze zu. Er wartete, bis der Kellner zwei Weingläser gefüllt hatte, bevor er begann.

»Schön, dat dein Sohn Zeit jefunden hat, Engelbääät«, sagte er. »Hast du ihm schon jesacht, um wattet jeht?«

»Doch nicht in solch einer delikatzen Angelegenheit!« Engelbert Rath schüttelte den Kopf. »Ich dachte, das Beste ist, wenn du selbst ...«

»Lass uns erst mal anstoßen!« Der Indianer hatte ein Wasserglas vor sich stehen und prostete ihnen zu.

Die Raths hoben ihre Weingläser und tranken. Für Gereons Geschmack war der Wein eindeutig zu süß, doch sein Vater verzog die Lippen zu einer anerkennenden Grimasse und nickte. »Wirklich ein gutes Tröpfchen, Konrad.«

»Ich weiß doch, wat du jerne trinkst, Engelbääät!« Ihr Gastgeber stellte sein Wasserglas wieder hin und räusperte sich, bevor er begann. »Dann will ich mal jleich zur Sache kommen ...«, sagte er. »Et jeht um unanjenehme Dinge ... um ziemlich unanjenehme Dinge ...«

»Kein Problem. Die Polizei hat fast nur mit unangenehmen Dingen zu tun!«

»Ich bitte Sie, mein junger Herr Rath! Kommense mir bloß nich mit Ihrem Polizeiapparat! Ich sach doch: Dat is ein privates Trefen.«

»Lass den Herrn Oberbürgermeister doch erst mal erklären, Gereon!«

Vater brauchte keine fünf Minuten, um ihn wieder in alte Zeiten

zu katapultieren. Gereon, der dumme, vorlaute Junge, der besser den Mund hielt, wenn die Erwachsenen wichtige Dinge zu besprechen hatten.

»Ihr Vater, lieber Herr Rath, hilft mir jerade in einer äußerst delikaten Anjelejenheit, und et trifft sich jut, dat die Familie Rath auch in Berlin vertreten ist ...«

So schnell also konnte der kölsche Klüngel einen einholen, auch mitten in der Reichshauptstadt!

»Um et kurz zu machen«, fuhr der Indianer fort: »Ich werde erpresst.«

»Unser Herr Oberbürgermeister bekommt anonyme Briefe«, soufflierte Engelbert Rath.

Der Indianer nickte. »Jemand droht damit, wie soll ich saaren, Informationen an die Öffentlichkeit zu bringen, die die Öffentlichkeit nichts anjehen. Und die den juten Namen Adenauer in den Schmutz ziehen könnten.«

»Was für Informationen?«

»Informationen, die das Ende meiner politischen Existenz bedeuten könnten, wenn die Nazis sie in die Hände kriegen, oder die Kommunisten.«

»Etwas genauer müsste ich es schon wissen. Wenn ich Ihnen helfen soll, müssen Sie mir sagen, um was es geht.«

Adenauer räusperte sich. »Jlanzstoffaktien«, sagte er.

»Aktien der American Glanzstoff«, erklärte Engelbert Rath.

Adenauer nickte. »Ich besitze jroße Mengen davon«, sagte er. »Sehr jroße Mengen. Millionenwerte ... Dat heißt: Als ich sie vor zwei Jahren jekauft habe, waren sie noch Millionen wert. Mein janzes Vermöjen steckt darin. Und noch mehr. Ein Kredit der Deutschen Bank ...«

»Verstehe«, meinte Rath. »Und seit Oktober geht die Aktie in den Keller.«

»Im Keller war sie da schon längst. Ich hätte nie jedacht, dass sie noch tiefer abrutschen kann, hatte immer jehofft, se wööd sich wieder aufrappeln. Aber die letzten Monate ... Kurz jesacht: Meine Schulden bei der Bank sind mittlerweile höher als der Kurswert meiner Aktien. Erheblich höher ...«

»Mit anderen Worten: Sie sind ruiniert«, meinte Rath und registrierte zufrieden den bösen Seitenblick seines Vaters. »Wie will man

Sie denn da noch erpressen, wenn Sie ohnehin schon am Boden sind?«

»Von wejen ruiniert! Dat kriejen wer schon jerejelt! Ich hab Freunde in der Bank, die wollen mer helfen«, sagte der Oberbürgermeister. »Dat darf nur nit an die große Jlocke jehangen werden.«

»Und genau das drohen Ihnen diese anonymen Briefe an ...«

»Auf so was warten meine Jeechner doch nur, linke wie rechte. Dat wär für die ein jefundenes Fressen. Jerade in diesen Zeiten!«

»Und warum geben Sie den Fall nicht an die Polizei?«

»Sie wissen doch selbst, dass leider Jottes nicht überall vertrauenswürdige Beamte sitzen. So etwas muss janz diskret abjewickelt werden. Von erfahrenen Polizisten, aber nicht von der Polizei.«

Rath nickte. »Eins verstehe ich aber noch immer nicht«, meinte er. »Warum soll ausgerechnet ich Ihnen helfen? Mein Vater hat doch viel mehr Erfahrung in der Polizeiarbeit.«

»Die Briefe kommen aus Berlin, da bin ich sicher. Nicht nur weil sie bislang nur an mein Berliner Büro jeschickt wurden. Der Erpresser sitzt hier irjendwo in der Stadt. Aber sehense selbst ...« Er holte ein kleines Bündel Papier aus der Innentasche seines Jacketts und reichte Rath ein Blatt daraus. »Hier.«

Roter Farbstift. Große Blockschrift. Krakelige Buchstaben, aber gut lesbar. Fast wirkte es wie ein kleines selbst gemaltes Plakat.

FORD BLEIBT IN BERLIN, stand da, ODER ADENAUER GEHT IN DEN KNAST!

»Was soll denn das?«, fragte Rath.

»Das ist der Preis«, sagte der Oberbürgermeister. »Der Erpresser will kein Jeld, dem jeht et um wat anderes. Der will die Fordproduktion am Westhafen retten.«

»Die Autofabrik?«

Adenauer nickte. »Nur leider sind deren Taare jezählt. Da is nix mehr zu machen.«

»Ich kenne mich da nicht so aus, das müssen Sie mir schon erklären.«

»Ford zieht nach Köln«, sagte Adenauer. »Alles unterschrieben, dieses Jahr noch lejen wir in Riehl den Jrundstein. Dat modernste Autowerk Europas. Dajejen sieht Berlin dann alt aus. Dann jehen am Westhafen die Lichter aus.«

»Und das will der Erpresser verhindern.«

Adenauer nickte. »Sieht ganz danach aus. Nur hat er sich den falschen Mann ausgesucht. Ein Adenauer lässt sich nicht erpressen! Aber selbst wenn ich wollte, könnte ich nichts tun! Jenauso wenig wie der Berliner Oberbürgermeister.«

»Herr Böß hat im Moment ohnehin eigene Sorgen«, sagte Gereon.

»Wem saarensch dat! Der Einzige, der da was tun könnte, heißt Henry Ford. Aber der wird kein einziges Auto in Berlin mehr vom Band rollen lassen, wenn der Betrieb in Riehl erst mal läuft, da können sich sicher sein.«

»Und in Berlin gibt es dann noch ein paar Arbeitslose mehr.«

Adenauer zuckte die Achseln. »Was wollen Sie denn machen? Dafür werden in Köln Hunderte Arbeitsplätze geschaffen. So ist das eben! Das ist der Lauf der Welt! Und mit Erpressung kann man den nicht aufhalten, das saare ich Ihnen!«

»Aber dennoch – oder gerade deswegen – könnte der Erpresser Schaden anrichten, und das soll ich verhindern.«

Adenauer nickte. »Schnelle Auffassungsjabe, dein Sohn«, sagte er zu Engelbert Rath.

Gereon fühlte sich so ähnlich wie damals, als seine Mutter vor dem versammelten Kaffeekränzchen die Schulnoten ihres Sohnes lobte. »Und woher wissen Sie«, fragte er, »dass der Erpresser die Informationen, mit denen er Ihnen droht, auch wirklich hat?«

»Lesen Sie.« Adenauer reichte ihm ein weiteres Blatt. »Der erste Erpresserbrief – die zweite Seite.«

Dieser Brief sah nicht aus wie ein Plakat, hier stand auch viel mehr Text. Schreibmaschinenschrift, allerdings ebenfalls in Rot, genau wie das Selbstgemalte. Rath las: *Wäre es nicht bedauerlich, wenn die Welt erfahren würde, was am Rande der Aufsichtsratssitzung der Deutschen Bank zwischen den Aufsichtsratsmitgliedern Adenauer und Blüthgen sowie Bankdirektor Brüning besprochen wurde?*

»Was soll das heißen?«

»Das heißt vor allem eins: Da weiß jemand genau Bescheid«, sagte Adenauer. »Finden Sie heraus, wer das ist und machen Sie ihm klar, dass nicht ich, sondern er ins Gefängnis wandert, wenn von irgendwelchen vertraulichen Gesprächen auch nur ein Wort an die Öffentlichkeit dringt!«

»Wie stellen Sie sich das vor? Ich bin Polizist, ich ...«

»Eben. Da wissen Sie doch, wie Sie so eine Sache anjehen! Et soll Ihr Schaden nicht sein, lieber Freund. Ich hab immer noch ein jutes Verhältnis zu Ihrem Polizeipräsidenten. Mein Wort zählt etwas bei Zörjebel, jlauben Sie mir! Ihr Vater war in Ihrem Alter schon Oberkommissar. Wird Zeit, dat Sie ihm nacheifern.«

»Schwierige Zeiten. Das Innenministerium hat eine Beförderungssperre verhängt ...«

»Natürlich! Weil Preußen sparen muss! Aber jlauben Sie mir: Et jibt immer Ausnahmen! Auch in diesen harten Zeiten müssen verdiente Männer belohnt werden können. Und sie werden belohnt.«

Engelbert Rath nickte beipflichtend.

»Oberkommissar Gereon Rath – das klingt doch gut«, sagte er und hob sein Weinglas. »Auf den nächsten Oberkommissar in der Familie Rath!«

Gereon hob sein Glas und lächelte, nippte aber nur von dem süßen Zeug. Oberkommissar klang wirklich nicht schlecht. Außerdem müsste er sich dann von einem Affen wie Böhm nichts mehr sagen lassen. Ein Rath sollte sich nicht herumschubsen lassen.

»Kommissar Rath?«

Die Stimme des Kellners führte ihm seinen aktuellen Dienstgrad wieder vor Augen. Der Blick des Mannes überflog die Herrenrunde nur kurz, bis klar war, dass die beiden Älteren ausschieden, und blieb bei Gereon hängen. »Herr Rath, Telefon für Sie«, sagte er.

Es war Czerwinski. Sie hatten Glaser endlich erwischt. Der Beleuchter war abends nach Hause gekommen, und sie hatten ihn nur noch mitnehmen müssen.

»Der Mann sitzt jedenfalls schön verpackt am Alex und wartet auf dich«, sagte der Kriminalsekretär, »dachten, du willst ihn dir vielleicht heute noch vornehmen. Hoffe, wir stören nicht. Deine Freundin war so nett, uns zu verraten, wo du deine Abende bringst.«

Rath war kurz davor, den Dicken wegen dieser Respektlosigkeit anzuschmauzen, doch er riss sich zusammen. Immerhin hatte Czerwinski gute Arbeit geleistet. Das kam selten genug vor.

»Bin gleich bei euch«, sagte er nur und legte auf.

»Der Dienst«, entschuldigte er sich, als er mit Hut und Mantel an den Tisch zurückkehrte, »duldet leider keinen Aufschub.«

Er reichte dem Indianer im Frack die Hand. »Vielen Dank für die Einladung, Herr Adenauer«, sagte er, obwohl er den süßen Wein kaum angerührt hatte.

»Warten Sie! Nehmen Sie die Briefe mit!« Adenauer reichte ihm das Bündel über den Tisch, und Rath steckte es ein.

»Na dann, mein Junge«, sagte Engelbert Rath, der aufgestanden war, um den Sohn zu verabschieden. Der Kriminaldirektor versuchte so etwas wie eine Umarmung, die jedoch missglückte. Unge lenk reichte der sonst so souveräne Engelbert Rath seinem Sohn die Hand. »Mach's gut. Du findest doch allein raus, oder? Ich habe noch etwas mit dem Herrn Oberbürgermeister zu besprechen.«

»Schon gut, Vater.« Gereon räusperte sich. »Sehen wir uns morgen?«

Das Gesicht des Kriminaldirektors fror ein. »Mutter ... wir ...«, stammelte er. »Also ... Ich habe deiner Mutter versprochen, sie nicht zu lange allein zu lassen. Ich nehme den Nachtzug.«

»Keine Sekunde länger als nötig in Berlin, die Herren, was?«

Die Worte sollten seine Enttäuschung überspielen, aber das dazu passende Lächeln gelang ihm nicht. So sehr ihn der unangekündigte Besuch seines Vaters geärgert hatte, so sehr verletzte ihn die Erkenntnis, dass Engelbert Rath – mitten im Karneval – nur nach Berlin gekommen war, um seinem alten Freund Konrad einen Gefallen zu tun. Aber er kannte seinen Vater – wie konnte er da anderes erwarten?

»Na dann, gute Heimreise«, sagte er und ging, ohne sich noch einmal umzuschauen, zum Ausgang, lief die Treppe hinunter und hinaus in den Regen. Draußen atmete er tief durch, bevor er sich in seinen Wagen setzte. Er saß eine Weile einfach hinter dem Steuer und betrachtete den nächtlichen Wilhelmsplatz. Bis auf ein paar Passanten, die gerade aus der U-Bahn kamen, und die zwei Uniformierten vor dem Kaiserhof war der Platz menschenleer, das Nachtleben spielte sich anderswo ab.

Rath konnte sich nicht erinnern, Adenauer irgendetwas versprochen oder zugesagt zu haben, doch er spürte das Gewicht des Briefbündels in seiner Innentasche und wusste, dass er einen Auftrag hatte. Einen Auftrag, der ihm den Oberkommissar einbringen könnte.

Er musste an Kathi denken, die am Luisenufer wartete, und war

froh, noch zum Alex fahren zu können. Vielleicht schlief sie längst, wenn er nach Hause käme, das wäre das Beste. Er ließ den Motor an und fuhr los. Es würde ihm guttun, sich eine Weile mit dem Leben eines anderen zu beschäftigen.

Was für ein Mensch dieser Glaser sein mochte? Ein Mensch, der einen anderen auf dem Gewissen hat und einfach davonläuft. Dass das keine Lösung war, dürfte er inzwischen erkannt haben, jetzt, wo er in der Burg auf seine Vernehmung wartete. Einer solchen Schuld konnte man nicht entkommen, so schnell und weit man auch lief, niemand wusste das besser als Gereon Rath. Diese Last trug man den Rest seines Lebens mit sich herum.

Hinter den Bauzäunen des Alexanderplatzes hob sich das Präsidium dunkel in den Nachthimmel. *Rote Burg* nannten die Berliner den mächtigen Backsteinbau, der den Preußen größer geraten war als das Stadtschloss, aber im Gegensatz zum Schloss immer noch eine Funktion hatte. Die Kollegen nannten ihren Arbeitsplatz einfach nur *Burg*, ein Name, der irgendwie beruhigte, wie Rath fand, und der irgendwie passte, auch wenn seine alte Wirkungsstätte, das Präsidium in der Kölner Krebsgasse, dessen Bergfried drohend über den Neumarkt ragte, weitaus mittelalterlicher wirkte als das Berliner Polizeipräsidium, dessen Fassade eigentlich Motive der florentinischen Renaissance zitierte. Aber die Preußen schafften es, auch aus filigranen Renaissancemotiven eine abweisende Zwingburg zu bauen.

Rath parkte den Buick im Lichthof, wo gerade ein Überfallkommando in einen Wagen stieg. Schon im Treppenhaus aber war er wieder allein. Die endlosen Gänge im ersten Stock lagen wie ausgestorben, nur hin und wieder belebt von unbestimmtem Hall, ausgelöst durch Schritte, Stimmen oder zuschlagende Türen. In der Mordbereitschaft hielt nur noch der Spätdienst die Stellung, ein Kommissar und ein Kriminalassistent. Brenner, einer von Böhms Speichelleckern, und Lange, der Neue aus Hannover, erst seit wenigen Wochen in der Burg.

»'n Abend«, grüßte Rath die Kollegen. »Wo sind denn Czerwinski und Henning?«

»Hab ich nach Hause geschickt«, meinte Brenner.

Das fing ja gut an!

»Wie kommst du dazu, über meine Leute zu verfügen?«

»Was heißt: deine Leute? Ich leite den Spätdienst. Und die beiden haben meines Wissens keinen Spätdienst. Unnötige Überstunden gilt es zu vermeiden. Eine Dienstanweisung.«

»Die beiden arbeiten in *meiner* Ermittlungsgruppe! Und sie haben einen Tatverdächtigen mitgebracht! Ich hoffe, den hast du nicht auch nach Hause geschickt!«

»Keine Sorge«, sagte Brenner und grinste ihn an. »Dein Paket sitzt gut verschnürt im Gewahrsam, Kollege Rath.«

»Na, worauf wartest du dann noch, Kollege Brenner?«, fragte Rath leise und höflich.

»Worauf?«

»Schwing deinen Arsch ans Telefon«, zischte er Brenner so unvermittelt an, dass dem das Grinsen verrutschte, »und sorg dafür, dass ich meinen Mann in fünf Minuten vernehmen kann. Spätestens!«

Brenner griff tatsächlich zum Telefonhörer.

Rath drehte sich in der Tür noch einmal um. »Und noch was, lieber Kollege«, sagte er, nun wieder freundlich, »wenn du noch einmal über meinen Kopf hinweg über meine Leute verfügst, dann mache ich dir solchen Ärger, dass nicht einmal Oberkommissar Böhm dir noch helfen kann, ist das klar?«

»An deiner Stelle würde ich nicht so große Töne spucken«, maulte Brenner, ließ sich aber mit dem Zellentrakt verbinden.

Rath musste ein paar Schritte über den Gang, um in sein Büro zu gelangen, das etwas abseits der übrigen Räume der Inspektion A lag, der einzige Raum, der damals frei gewesen war, als sie ihn zu den Mordermittlern geholt hatten. Es war ziemlich kalt, die Heizung lief auf Sparflamme, den Mantel zog er gar nicht erst aus. Er setzte sich ins Vorzimmer, an den Schreibtisch seiner Sekretärin, und blätterte durch die Personalakte Glaser, die Czerwinski dort nebst Glasers Papieren deponiert hatte. Die Daten stimmten mit denen im Reisepass überein.

Keine zehn Minuten später klopfte es.

Ein Wachmann stand in der Tür und schob einen verschüchterten, blassen Mann in den Raum.

»Hier isser, Herr Kommissar.«

Rath ließ den Uniformierten draußen warten und betrachtete den Mann, den man ihm gebracht hatte. Glaser war an der Tür

stehen geblieben und schaute sich unsicher um. Der war reif. Vielleicht ganz gut, dass er eine Weile im Gewahrsam hatte schmoren müssen.

»Setzen Sie sich«, sagte Rath und blätterte in den Papieren. Der Mann schlurfte nach vorn und nahm Platz. Rath ließ ihn noch einen Moment warten, dann sagte er unvermittelt und ohne aufzublicken: »Sie heißen Peter Glaser ...«

»Ja.«

»Geboren am 25. September 1902.«

»Ja.«

»Wohnhaft Röntgenstraße 10 in Charlottenburg.«

»Ja.«

»Seit dem 1. November 1929 arbeiten Sie als Beleuchter bei der La Belle Filmproduktion in Marien...«

»Wie?« Der Mann, der bislang wie ein Schluck Wasser auf seinem Stuhl gehockt hatte, richtete sich auf.

»Von schwerhörig steht gar nichts in Ihrer Akte.«

»Bin ich auch nicht.«

»Ich habe Sie gefragt, wo Sie arbeiten.«

»Haben Sie nicht.« Die Stimme klang, als sei sie gerade eben wach geworden. »Sie haben mir vorgelesen, wo ich *angeblich* arbeite. Irgendwas mit Film. Aber das stimmt nicht.«

»Und wie kommt Ihr Name dann in diese Personalakte?«

Glaser zuckte die Achseln und schaute Rath angriffslos in die Augen, als er weitersprach. »Da müssen Sie den fragen, der die Akte angelegt hat. Meine Personalakte steht bei Siemens und Halske. Ich bin Elektriker im Elmowerk.«

»Wie?«

»Noch mal zum Mitschreiben?« Langsam bekam Glaser Oberwasser. Er hörte sogar auf zu zittern, trotz der Kälte. »Ich arbeite bei Siemens! Im Elektromotorenwerk. Kam gerade von der Schicht, als Ihre Kollegen mich abgefangen haben. Direkt vor der Wohnungstür, mit Handschellen und Pistole und allem Drum und Dran. Hoffe, das haben nicht zu viele Nachbarn mitbekommen. Die Knauf von gegenüber ist ziemlich neugierig.«

Rath schaute in Glasers Reisepass. Der Mann auf dem Foto und der Mann vor ihm waren dieselben, kein Zweifel.

»Hamse den Falschen?«, meldete sich Glaser wieder.

Rath klappte die Papiere zu. »Das werden wir gleich geklärt haben.«

Das *gleich geklärt* zog sich etwas in die Länge. Rath bewirtete den immer rebellischer werdenden Glaser mit heißem Tee, bis der Wachmann nach einer sich endlos hinziehenden Dreiviertelstunde endlich einen reichlich derangiert wirkenden Heinrich Bellmann durch die Tür schob. Schon am Telefon hatte Bellmann einen nicht ganz nüchternen Eindruck gemacht, jetzt wehte seine Fahne durch den ganzen Raum.

»Guten Abend, Herr Kommissar«, sagte der Filmproduzent, sichtlich um Haltung bemüht. »Wusste nicht, dass Sie auch mitten in der Nacht arbeiten.«

»Bitte!« Rath schob ihm einen Stuhl an den Schreibtisch, und Bellmann setzte sich.

»Entschuldigen Sie meinen Zustand, hab ein bisschen zu viel ... Ist sonst nicht meine Art ... Aber Bettys Tod ... Bin auch nur ein Mensch!«

»Schon gut«, meinte Rath. »Wollen Sie meinen Gast nicht begrüßen?«

Bellmann schien Glaser erst jetzt zu bemerken.

»Angenehm«, sagte er und streckte seine Rechte über den Schreibtisch, »Bellmann.«

»Glaser«, sagte er andere und schüttelte die dargebotene Hand.

»Sie kennen den Mann nicht?«, fragte Rath.

»Nein«, sagte Bellmann irritiert, »sollte ich?«

»Das ist Peter Glaser.«

»Wie?«

»Ihr Beleuchter.«

»Blödsinn. Ich kenn doch meine Leute!«

»Haben Sie das Foto mitgebracht, um das ich Sie gebeten habe?«

»Sicher.« Bellmann griff in sein Jackett. »War gar nicht so einfach. Ist von der Weihnachtsfeier«, sagte er und hob entschuldigend die schweren Schultern.

Das Foto zeigte einen gut aussehenden Mann mit Punschglas, der fröhlich in die Kamera lächelte und eine Frau umarmte. Den Mann hatte Rath noch nie gesehen, dafür aber die Frau: Betty Winter! In seinem Kopf klingelten leise, aber penetrant die Alarmglocken.

»Hier«, sagte Bellmann und klopfte auf das Foto, »das ist Glaser. Hat sich mit Betty gut verstanden. Besonders an diesem Abend.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es immer noch nicht glauben. Dass sie nicht mehr da ist, meine ich.«

Peter Glaser hatte schon die ganze Zeit neugierig auf das Foto geschielt. Nun wurde sein Hals immer länger, die Augen fielen ihm fast aus dem Kopf.

»Mensch, ich glaub's nicht«, sagte er. »Det is ja der Felix! Wat machten der neben der Winter?«

Die Sache war schnell geklärt: Bellmanns verschwundener Beleuchter hieß Felix Krempin, hatte sich offenbar der Identität seines ahnungslosen Freundes Peter Glaser bedient, um bei der La Belle Filmproduktion anzuheuern. Denn eigentlich arbeitete Krempin als Produktionsleiter, wie Glaser zu berichten wusste, als Produktionsleiter bei der Montana-Film.

Heinrich Bellmann war an die Decke gegangen, kaum hatte Glaser den Namen Montana genannt. Der Produzent war kaum zu beruhigen, trotz oder gerade wegen seines alkoholisierten Zustandes, fortwährend sprach er von Spionage und Sabotage und Schlimmem. »Diese Verbrecher! Ich hätte es mir denken sollen! Schrecken nicht einmal vor Mord zurück!«

Rath rief den Wachmann herein, der den schimpfenden Bellmann nach draußen begleitete. Noch durch die geschlossene Tür hörten sie den Produzenten fluchen, während Rath den Elektriker, so zügig es eben ging, zu seinem Freund befragte. Rath notierte noch Krempins Adresse, dann ließ er Peter Glaser nach Hause bringen.

»Vielen Dank für Ihre Hilfe«, sagte Rath zum Abschied. »Und nichts für ungut. Aber Ihr Freund scheint Ihnen – und uns – einen üblen Streich gespielt zu haben.«

Ein Streich? Genau dieser Ansicht war Bellmann überhaupt nicht. Der Produzent hatte sich zwar einigermaßen beruhigt, als er das Büro wieder betrat, an seinen Vorwürfen änderte das aber nichts. Immerhin konnte er seinen Verdacht nun etwas konkretisieren. Demnach hatte die La Belle mit der Montana schon des Öfteren Ärger gehabt, der einige Male sogar vor Gericht endete. Plagiatsvorwürfe waren da noch das wenigste; es ging um das Abwerben von Künstlern, das Sabotieren von Premieren und jede

Menge andere schmutzige Tricks, die Bellmann seinem Konkurrenten vorwarf – oder um ähnlich gelagerte Vorwürfe, »allesamt an den Haaren herbeigezogen«, wie Bellmann es ausdrückte, mit denen ihrerseits die Montana den La-Belle-Chef »vor den Richter gezerrt hatte«. Eine lange Liste also, zu der nun, so sah es jedenfalls der aufgebrachte Heinrich Bellmann, auch die Sabotage von Dreharbeiten und die Ermordung seiner wichtigsten Schauspielerin gekommen war.

Mord als ultimatives Mittel der Sabotage, das schien Rath denn doch ein wenig hoch gegriffen, aber er konnte die Wut des Filmproduzenten verstehen. Es musste einen Grund geben, dass Kremplin unter falschem Namen bei der La Belle angeheuert hatte. Der Mann war eine Sache für die Fahndung.

Rath war todmüde, aber der Jagdinstinkt in ihm wurde wach. Gleich morgen früh würde er der Montana auf den Zahn fühlen, bevor Böhm Gelegenheit fand, ihn zurückzupfeifen. Damit war zu rechnen, denn der Fall war offensichtlich interessanter, als die Bulldogge gedacht hatte.

Die Fahndung nach Felix Kremplin lief bereits, als Rath noch einmal die Mordbereitschaft betrat, aber Brenner und Lange waren schon ausgeflogen. Stattdessen saß ein dicker Mann am Schreibtisch und hatte sich in die Akten vertieft.

»Herr Kriminalrat!«

Der Dicke schaute auf. »Rath! Was machen Sie denn noch hier? Machen Sie sich keine Hoffnungen! Mein Bett kriegen Sie nicht, das brauche ich selber!«

Es kam öfter vor, dass der Buddha im Präsidium übernachtete. Direkt neben seinem Büro, das eher einem Wohnzimmer glich, stand ein Bett in einer kleinen Kammer.

»Schön, Sie mal wieder hier zu sehen, Herr Kriminalrat«, sagte Rath. »Gerade aus Düsseldorf gekommen?«

Gennat nickte. »Und irgendwie führt mich der Weg vom Bahnhof immer geradewegs zum Alex. Komisch, nicht wahr? Ich hätte heiraten sollen, dann würde mir das nicht passieren.«

»Oder gerade«, meinte Rath. »Wie gehen Ihre Ermittlungen denn voran?«

»Fragen Sie nicht! Sie glauben nicht, wie viel wir zusammengetragen haben, wie viele Hinweise aus dem Düsseldorfer Publikum

uns erreicht haben, wir wissen mittlerweile ziemlich genau, wie die einzelnen Morde verübt wurden, aber hat es uns einen Schritt weitergebracht?»

Gennat holte eine B.Z. aus seiner Ledertasche und faltete sie umständlich auseinander. »Sie waren ja inzwischen auch nicht faul, wie man lesen kann«, sagte er und legte die Zeitung vor Rath auf den Tisch. »Die habe ich mir eben am Bahnhof gekauft. Können Sie mir das erklären?«

Rath starrte auf die Zeitung. Eine Sonderausgabe der B.Z. am Mittag. Mit einer fetten Schlagzeile auf Seite eins.

Tod im Filmatelier! Betty Winter von Scheinwerfer erschlagen! Sabotage?

Und dazu zwei Fotos, ein perfektes Porträt von Betty Winter und eine leicht verwackelte Aufnahme, die Gereon Rath vor der Kulisse eines Filmateliers zeigte. Im Hintergrund konnte man sogar einen Teil der zugedeckten Leiche erkennen – vorausgesetzt man wusste, dass es die Leiche war.

»Da gibt es nicht viel zu erklären«, meinte Rath achselzuckend. »Eine Schauspielerin ist gestorben, und ihr Produzent wollte damit in die Schlagzeilen. Die Leiche war noch nicht kalt, da hat er schon eine Pressekonferenz veranstaltet.«

»Und Sie haben ihm geholfen, in die Schlagzeilen zu kommen. Oder warum werden Sie hier zitiert?«

»Die Meute war nun einmal da und hatte Blut geleckert. Ich habe sämtliche Journalisten umgehend vom Tatort entfernen lassen, aber eine Pressekonferenz kann die Polizei niemandem verbieten. Der Kollege Gräf und ich haben daran teilgenommen, um die Kontrolle zu behalten«, meinte Rath. »Damit die Spekulationen nicht allzu wild ins Kraut schießen.«

»Na, das ist Ihnen ja prima gelungen.«

Rath überflog den Text und stellte fest, dass Bellmanns Sabotage-theorie hier schon breitgetreten wurde. Dabei hatte der Produzent auf seiner Pressekonferenz nichts dergleichen gesagt. Aber der Journalist wusste offensichtlich von dem Kleinkrieg mit der Montana – auch wenn dieser Name kein einziges Mal genannt wurde. Rath schluckte, als er feststellte, dass seine eigenen Äußerungen so geschickt in den Text gefügt waren, dass es sich anhörte, als vertrete auch die Polizei offiziell die Sabotage-theorie.

»Nichts davon habe ich in irgendeiner Weise autorisiert«, schimpfte er.

Gennat nickte. »Schon gut, schon gut, lieber Rath, das unterstellt Ihnen ja auch niemand. Sie sollten nur höllisch aufpassen im Umgang mit der Hauptstadtpresse. Die Reporter dort können der Polizei sehr nützlich sein, man darf sich nur nicht der Illusion hingeben, sie unter Kontrolle halten zu können.«

»Ich wäre ja schon froh, wenn ich sie mir manchmal vom Hals halten könnte.«

»Nehmense's man nicht so schwer«, meinte Gennat. »Erzählen Sie mir doch mal mit Ihren Worten, was da in diesem Filmatelier passiert ist. Betty Winter ist ja nicht irgendwer. Böhm hat nur etwas von einem tödlichen Unfall notiert, mit dem er Sie betraut hat.«

Rath berichtete kurz und knapp. Bis hin zu dem falschen Beleuchter.

»Der falsche Name und die Flucht machen den Mann jedenfalls höchst verdächtig«, schloss er. »Alles deutet mittlerweile tatsächlich auf Sabotage hin. Die Winter sollte vielleicht nicht unbedingt sterben, aber wie es aussieht, wollte irgendjemand sie zumindest schwer verletzen, und das mit voller Absicht. Und ihren Tod hat dieser Jemand billigend in Kauf genommen, sonst lassen Sie nicht so einen riesigen Scheinwerfer auf einen Menschen fallen. Und im Moment sieht es so aus, als heiße dieser Jemand Felix Krem-pin.«

Gennat nickte. »Hört sich ja interessant an«, sagte er. »Und auch ganz plausibel. Nur hüten Sie sich vor voreiligen Schlussfolgerungen! Oder lassen die wenigstens nicht an die Öffentlichkeit dringen! Damit sind Sie ja schon einmal schwer auf die Nase gefallen.«

»Fehler sind dazu da, um aus ihnen zu lernen, Herr Kriminalrat.«

»Wo ham Se denn das her? Lernt man das heute auf der Polizeischule?«

»Mein Vater, Herr Kriminalrat.«

»Ein schlauer Mann, Ihr Herr Vater. Polizist, nicht wahr?«

Rath nickte. »Kriminaldirektor.«

»Dann folgen Sie seinem Rat und erzählen der Presse nicht zu viel. Teilen Sie Ihre Erkenntnisse lieber mit uns. Mit der Inspektion A.«

Gennat schaute ihn streng an. Rath wusste, dass der Buddha ihn schätzte. Und dass er von Eigenmächtigkeiten nichts hielt.

»Wie lang bleiben Sie noch in Berlin?«

»Bis Mittwoch. In Düsseldorf ist es jetzt ohnehin nicht auszuhalten.« Gennat seufzte. »Karneval. Zörgiebel mag diesem Helau ja etwas abgewinnen, für mich ist das nichts.«

»Der Polizeipräsident ist Mainzer«, sagte Rath.

»Und Sie? Sind Sie nicht auch Rheinländer?«

»Kölner«, sagte Rath. »Da sagt man Alaaf statt Helau. Aber danke der Nachfrage, ich verzichte dieses Jahr gern auf das Spektakel. Hierzulande geht's da ja um einiges ruhiger zu.«

»Na, Faschingsbälle gibt's dieses Wochenende auch in Berlin mehr als genug, sollten Sie Heimweh verspüren.«

Bevor Rath etwas erwidern konnte, klingelte das Telefon. Gennat ging ran.

»Ja.« Der Buddha nickte. »Kommissar Rath ist noch hier. Kleinen Moment.« Er reichte den Hörer weiter. »Die Fahndung«, sagte er. »Sieht so aus, als sei Ihr Verdächtiger tatsächlich untergetaucht.«